

Decamerone

der

Künstler des Rigaer Stadttheaters

nebst

anderen Beiträgen

gesammelt und herausgegeben

von

Johannes Eckardt.

Decamerone

der

Künstler des Rigaer Stadttheaters

nebst

anderen Beiträgen

gesammelt und herausgegeben

von

Johannes Eckardt.

Riga 1897.

Druck und Verlag der Müllerschen Buchdruckerei
(Herderplatz Nr. 1).

Лесамароне

Книжки для детей

Дозволено цензурою. — Рига, 25 Февраля 1897 г.



1897

Текст под печатью...

I n h a l t.

	Seite.
Vorrede	V
Kurze Notizen zur Geschichte des Rigaer Stadttheaters.....	1
Anhang A. Biographie von G. S. Eckardt, gen. Koch.....	13
Anhang B. Biographie von J. R. v. Lenz, gen. Kühne.....	18
Beiträge gegenwärtiger Mitglieder des Stadttheaters:	
Maria Doffow	37
Livia Galster-Gichberger	40
Louise Mulder	43
Maria Pivoda	46
Bertha Roemer	48
Pauline Schweighofer	51
Carl Eckelmann	57
Cäsar Galster	69
Friedrich Kent	72
Heinrich Kreuzkamp	82
Albert Kühne	89
August Markwordt	93
Josef Pohl	95
Franz Reckentin	102
Fritz Schwemer	106
Adolf Wallnöfer	112
Beiträge ehemaliger Mitglieder:	
Leontine Adler (Frau Minuth).....	121
Jenny Himmighofen	128
Louise v. Brümmer-Kadeke	137
Anna v. Seedorf (Frau Baronin Freytag-Loringhoven).....	140
Wilhelm Kieckhoff	160
Anderer Beiträge:	
Alexander Baron Freytag-Loringhoven	179
Friederike v. Sadler-Grün	185
Carl Ehrmann	195

Vorrede.

Wie der von der Stadt den darstellenden Künsten gewidmete Musentempel im Mittelpunkte des städtischen Weichbildes, so stand und steht unser Theater im Mittelpunkte des geistigen, ja in gewissem Sinne auch des gesellschaftlichen Lebens unserer lieben Vaterstadt. Durchblättert man die alten Theater-Almanache und sonstigen auf unser Theater bezüglichen Schriften, deren eine nicht unbeträchtliche Anzahl erschienen und in der Stadtbibliothek oder in der Bibliothek der alterthumsforschenden Gesellschaft aufbewahrt ist und denen die nachfolgenden „Notizen“ fast wörtlich entnommen sind — überall stößt man auf die Behauptung, daß seit mehr als 100 Jahren, daß seit Begründung eines ständigen Stadttheaters die Bewohner der alten Dünastadt sich um ihr Kunstinstitut geschaart, dieses bisweilen mit erheblichen materiellen Opfern — gestützt, bewahrt und erhalten haben im vollen Bewußtsein dessen, daß die geistige Bewegung Europas von der Rigaer Bühne herab immer wieder den Bewohnern der Stadt vermittelt worden ist durch das lebende Wort der dramatischen Dichtkunst, deren direkte Einwirkung auf die Menschen von nicht minder, ja vielleicht belebenderer Wirkung ist, als das geschriebene Wort der Denker und Dichter.

Im flüchtigen Ueberblick kaum zu überschauen sind die vielen, nicht immer an der Oberfläche liegenden Fäden, die Rigas Bewohner mit seinem Theater verbanden in Zeiten, wo die besonderen Verhältnisse unseres heimathlichen Lebens den Zufluß geistiger Elemente aus dem Westen hemmten, die Geistesproducte und die

weltbewegenden Ideen Frankreichs oder Deutschlands nur bruchstückweise, verspätet oder langsam bis zu uns gelangten, ein eigenes politisches, gesellschaftliches oder geistiges Leben in den Städten unserer Heimath nicht bestand und die Wellen der literarischen Bewegung Westeuropas nur als dumpfes, unverständliches Gemurmel bis an die fernen Gestade der Ostsee gelangten — da war es das Theater zu Riga, in welchem — trotz mancher Abirrungen und ab und zu auftauchender Irrlichter — die Flamme flackerte, welche das heilige Feuer der Begeisterung für ideale und humane Zwecke in alten und jungen Herzen wach hielt, um welche sich die besten Bewohner der alten Stadt sammelten, um in ihrer Mitte der dramatischen Dichtkunst und Musik eine würdige Stätte zu bereiten und in dem Streben nach dem Ideal sich vor dem Verfinken in crassen Materialismus zu bewahren. Das Theater zu Riga war und ist mehr als ein, bloß dem Vergnügen und der Unterhaltung gewidmetes Institut — diese Ueberzeugung ist für seine Leitung, wie für seine Bedeutung in Vergangenheit und Gegenwart stets maßgebend gewesen, das Bestreben, es als Pflanzstätte der Kunst auch in Zukunft vor dem Untergange zu bewahren, wird es hoffentlich noch lange blühen und gedeihen lassen!

Das lebhafteste Interesse, welches Alt-Riga an dem dramatischen Kunstinstitut nahm, übertrug sich bald auf die Personen des Schauspielpersonals; seitdem der verdienstvolle Kunstmäcen Geheimrath Baron v. Vietinghoff mit Meyrer und Eckardt, genannt Koch, hervorragende Vertreter der Bühnenkunst aus Deutschland nach Riga gezogen hatte, deren Nachkommen im Lande blieben, wo ihre Familien sich eine neue Heimath gründeten, spinnen sich zahllose Fäden an, welche die Mitglieder des Bühnenpersonals mit den alteingesessenen Familien Rigas und Livlands verbinden, das namentlich für viele Schauspielerinnen ein Blievländ wurde, indem sie hier heiratheten und der Bühne Balet sagten. Waren doch von Alters her die Mitglieder des Bühnenpersonals in die geselligen und Familienkreise der Stadt gezogen worden, wo sie sich als gleichberechtigte Glieder der Gesellschaft bald heimisch fühlen durften zu einer Zeit, wo man sie in den meisten, philisterhaft denkenden

Mittelstädten Deutschlands noch nicht zur Gesellschaft rechnete und dem fahrenden Volke beizählte. In Riga stießen sie nicht auf dergleichen Vorurtheile, die altgewohnte Gastlichkeit machte mit ihnen keine Ausnahme, ihnen standen Thore und Thüren offen und die Wechselbeziehungen zwischen den Bühnenkünstlern, der gebildeten Intelligenz und dem reichen Kaufmannsstande waren stets lebhafte, für alle Theile anregende und durch die Berührung von verschiedenen Berufsarten angehörenden Gliedern der Gesellschaft fördernde und erfrischende. So war es einst und so ist es noch: in dem Stamm- baum oder in der verwandtschaftlichen Sippe so mancher Familien unserer Kaufmannschaft, unserer Ritteraten und unseres Adels stoßen wir auf Namen und Personen, die einst dem Personal unseres Stadttheaters angehörten, fast alle hier lebenden Künstler und Künstlerinnen haben ihren Bekanntenkreis, ihre „Häuser“, wo sie als liebe, anregende Gäste willkommen sind oder stehen in Beziehungen zu Vereinen und Wohlthätigkeitsgesellschaften, in deren Dienst sie gerne ihr Talent, ihre gesellschaftlichen, künstlerischen und musikalischen Gaben stellen.

Daß unter solchen Verhältnissen das Interesse des Publicums sich von dem Kunstinstitut und den Schöpfungen dramatischer Dichter auf die Personen der Künstler und Künstlerinnen überträgt, ist gewiß naturgemäß und der Grund dafür, wenn der Herausgeber hofft, daß diesem Büchlein, dessen Beiträge uns die Personen gegenwärtiger und ehemaliger Bühnenkünstler vorführen, eine freundliche Aufnahme zu Theil wird. Der Zweck dieses „Decamerone“ — denn so pflegt man nun einmal derartige Sammelwerkchen zu nennen — besteht hauptsächlich darin, die Aufmerksamkeit seiner Leser auf die Personen unseres Bühnenpersonals zu lenken, die ihm in der Ausübung ihres künstlerischen Berufs, wie im Privatleben mehr oder minder bekannt geworden sind und von denen er gerne hören will, wie es ihnen im Leben ergangen ist oder in welcher Weise sie die Aufgaben ihres Berufs auffassen. Wenn leider mancher beliebte Name in dem nachfolgenden Inhaltsverzeichnis vermißt wird, so ist das nicht die Schuld des Herausgebers, der als Bittsteller seinen Mitarbeitern gegenübertrat und

mit dem zufrieden sein mußte, was ihm eben als Beitrag gespendet oder auch vorenthalten wurde. Manche Mitglieder unseres Bühnenpersonals waren durch die Last ihrer Berufsarbeit verhindert, die Feder zu ergreifen, andere meinten, nichts erlebt zu haben, was der Erinnerung werth sei, wieder andere waren zu bescheiden, als daß sie ihre persönlichen Erlebnisse oder Anschauungen an die Oeffentlichkeit zu bringen sich entschlossen. Bei der Beliebtheit unserer Künstler braucht der Herausgeber für die Beurtheilung der einzelnen Beiträge seiner freundlichen Mitarbeiter nicht erst um Nachsicht zu bitten, nicht auf literarischen Werth erheben sie Anspruch, sondern nur auf jene freundliche Gesinnung, die man in Riga Allem zu Theil werden läßt, was dazu beiträgt, das freundliche Band zwischen den dramatischen Künstlern und dem Theaterpublicum enger zu knüpfen und den Zusammenhang zwischen der Einwohnerschaft und den Jüngern Thalia's zu fördern.

Eine angenehme Pflicht des Herausgebers aber ist, Allen denen herzlich zu danken, welche durch ihre Mitarbeiterschaft sein Unternehmen ermöglicht und gefördert haben. Wer es weiß, wie angestrengt gerade in dieser Theaterfaison unsere Künstler haben arbeiten müssen, um ihrer schweren Aufgabe gerecht zu werden, dürften es gemeinsam mit dem Herausgeber dankend anerkennen, daß sie dennoch Zeit fanden, die nachfolgenden Beiträge fertig zu stellen und durch deren Veröffentlichung zu beweisen, wie lieb auch ihnen das Bewußtsein ist, zu unserem Publicum in directe und persönliche Beziehungen zu treten.

Seinen ganz besonderen Dank erlaubt sich ferner der Herausgeber Herrn Baron A. von Freitag-Loringhoven auszusprechen, der in lebenswürdigster und selbstlosester Weise dazu beigetragen hat, das Büchlein in vorliegender Gestalt der Oeffentlichkeit zu übergeben; ohne seine Mitarbeiterschaft hätte das „Rigaer Theater-Decamerone“ für 1897 überhaupt kaum verwirklicht werden können — ihm gebührt daher ganz besonders Dank und Anerkennung. Was die einzelnen Beiträge anbetrifft, so sprechen sie für sich selbst und bedürfen keiner weiteren Einleitung, einzelne derselben sind bereits früher, wenn auch größtentheils in anderer

Form, in den Tagesblättern erschienen, sind jedoch in das Büchlein aufgenommen worden, weil sie in den Rahmen des Unternehmens paßten und vor der Vergessenheit bewahrt werden sollten, der in politischen Tagesblättern veröffentlichte Artikel schnell anheimzufallen pflegen. So ist die Biographie von *Lenz-Kühne* der Feuilleton-Beilage des „Rigaer Tageblatt“ entnommen und die biographische Skizze „*Anna von Seedorf*“ (Baronin Freitag-Loringhoven) — wenn auch in anderer Gestalt und ohne die Riga betreffenden Erinnerungen — ursprünglich in der Sonnabends-Beilage der „Düna-Zeitung“ veröffentlicht worden. Was endlich die als Beiträge anderer Mitarbeiter bezeichneten Aufsätze anbetrifft, so war dem Herausgeber die Plauderei „Eine Premiere“ von Herrn Baron *A. von Freitag-Loringhoven* willkommen, der als Autor verschiedener Bühnendichtungen, die größtentheils in Riga zum ersten Male aufgeführt wurden, zu unserem Theater in directen Beziehungen steht. Für den „Friederike von Sadler-Grün“ überschrriebenen Artikel erlaubt sich endlich der Unterzeichnete, Fräulein *Mary von Haken*, welche diese interessanten Erinnerungen an Richard Wagner niederzuschreiben die Güte hatte, an dieser Stelle seinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

Riga, Februar 1897.

Johannes Skardt.

Notizen zur Geschichte des Rigaer Stadttheaters.

Bestimmt läßt sich nachweisen, daß im Jahre 1711 von den sogenannten hochdeutschen Komödianten auf dem Bischofsberge die ersten theatralischen Vorstellungen gegeben wurden, und zwar die erste zur Feier der Rückkehr Peter's des Großen von seiner Reise in's Ausland. Die folgenden Jahre wechselten, mit oft langer Unterbrechung, die ostpreussischen Principale mit jenen ab, bis im Jahre 1760—68 die Petersburger deutsche Gesellschaft, unter der Direction von Hilferding und Scutari, Gastdarstellungen in Riga gab. 1768 wurde auf dem Paradeplatze ein anständiges, wenn auch kleines Local errichtet. — Hanswurstiaden, sowie Uebersetzungen von Gottsched aus dem Französischen und Italienischen waren an der Tagesordnung. Auf kurze Zeit erhielt die Stadt ein stehendes Theater, 1769—72. Hilferding starb jedoch und Scutari führte die Direction nur 1 Jahr, worauf er sie Mende und Gantner überließ. Beide machten 1772 Bankerott. — Da stellte sich der Geheimrath Baron von Vietinghoff, ein Mann von tüchtigen Kenntnissen und gereiften Ansichten, an die Spitze eines neuen Theaterunternehmens, verschrieb neue Mitglieder und that das Möglichste für besseres Inventarium. Gantner war Regisseur geworden, dessen angestrengte Thätigkeit sogar ein Ballet schuf. (Man gab Schauspiele von Lessing, Gellert. Uebersetzungen des Molière.) Baron v. Vietinghoff's Uneigennützigkeit übersah ein beträchtliches Deficit; der Kunstmäcen trat sogar, zur Erweiterung seiner Kenntnisse über Theater und Geschäftswesen, eine Reise nach dem Auslande an und schickte die Gesellschaft nach Petersburg (1775), die sich durch Uneinigkeit und Unordnung bald auflöste; mit einem Theil kam Hündeberg mehrmals nach Riga, von

1765—80, in welchem letzten Jahre er sich ganz daselbst niederließ. 1775—80 traten auch reisende Truppen auf; besonders zeichnete sich eine, aus 2 Personen bestehende Gesellschaft, Herr Berger und Mad. Fink, aus. Dieses Paar soll im Umkleiden eine bewundernswürdige Fertigkeit gehabt haben. Das gute Repertoire vermehrte den Besuch, was den Wunsch nach einem größeren Locale regte, da auch ein Kaiserlicher Befehl den Paradeplatz räumen ließ. Unterdessen war Vietinghoff zurückgekehrt und erbaute in der großen Königsstraße ein neues Haus, dessen untern Theil er größtentheils für das Theater, die Säle und Gemächer des ersten Stockes hingegen zu Bällen, Concerten zc. anwies, welche Räume einige Jahre später die Gesellschaft der Musse einnahm. Der Baron veranlaßte auch Director Hündeberg, 1782 die Leitung des Instituts aufzugeben, an dessen Spitze er sich selbst wieder stellte. — (Unter der Gesellschaft befanden sich Gantner, Meyrer, Porsch, Mende, Brandes.)

Die neue Bühne wurde am 15. September 1782 mit „Emilia Galotti“ und einem Prolog, gedichtet von Grohmann, gesprochen von Mad. Meyrer, eröffnet. Am Schlusse der Vorstellung: „Das Tanzfest“, ein Ballet von Voigt. Das Unternehmen nannte sich von jetzt an Rigaer Stadttheater. Vietinghoff führte die Direction von 1782—83, worauf sie bis 1788 Meyrer und Koch übernahmen. Der Letztgenannte hieß eigentlich Siegfried Gotthilf Eckardt und gehörte zu den hervorragendsten deutschen Bühnenkünstlern des XVIII. Jahrhunderts, wir lassen daher im Anhange seine Biographie folgen, welche in kurzen Zügen den Lebenslauf dieses für die Theatergeschichte Rigas bedeutenden Mannes vorführt.

Der Baron v. B. gab glänzende Gagen, sehr selten Vorstellungen bei aufgehobenem Abonnement und besuchte den Johanni-Markt zu Mitau nicht. — Welche Ursachen den Director bewogen, die Direction niederzulegen, ist unbekannt, kurz, v. B. fand sich veranlaßt, im Herbst 1783 dieselbe an Meyrer und Koch abzutreten. Beide eiferten, durch zeitgemäße Unternehmungen das Institut zu halten, und brachten zuerst Schiller, Goethe, Iffland und Mozart. (Brandes ging ab. Geist debütierte.) Diese Periode war eine der

glänzendsten in der Theatergeschichte Rigas. In Mitau wurde oft gespielt. Koch trat 1788 zurück, bis 1789 führte Meyer allein die Direction, er kaufte den ganzen Apparat für 6000 Rthlr. an sich. Darauf trat er bis 1791 an die Spitze der aus den Mitgliedern sich constituirenden Theilungsgesellschaft, welcher er sein Inventarium lieh. — (Kochbue's Werke machen Furore.) 1791 bewog der gute Erfolg des Vereines mehre vermögende Rigenjer (Fischer, Berens, Wilpert), sich an die Spitze des Instituts zu stellen und einen Actien-Verein zu bilden. Meyer und Gantner führten die Regie; Ersterer verkaufte den Actionairen das Inventarium. — Die Fahrten nach Mitau wurden aufgegeben; die Novitäten eingeschränkt. (Haffner trat auf, Dittmarsch.) 1784 löste sich der Comité des Actien-Vereins wieder auf (er verlor 2000 Rthlr.; [Gckardt führt an, daß es besonders Uneinigkeit war, die den Verein nicht zu Stande kommen ließ]. 1795 † Gantner). — Eine Vereinigung des Theaters mit der Oeconomie der Muffe war nicht möglich; es entstand wieder, wie 1791, ein Theater-Verein der Mitglieder von 1794—1796, dessen Geschäftsführer Meyer war. Letzterer entschloß sich, 1796—1809 die Direction nochmals auf eigenes Risiko zu übernehmen. Der Vorstand der Muffe, sowie die Actionaire kamen ihm zu Hilfe, so daß er sich bald in dem Besitz sämmtlicher Inventarien sah. 1802 wurde das neue Theater-Gebäude, durch besondere Unterstüzungen des Kurischen Adels erbaut, in Mitau eröffnet, was in der Folge der Kasse sehr vortheilhaft war. 1804 entstand zwischen der Direction und dem Rigaer Publicum eine ernste Reibung, man begehrte gleiche Fest- und Prachtvorstellungen wie das Ausland. Unerforschrocken aber und mit Freimuth stellte sich der tüchtige Leiter mit einer Zuschrift an das Publicum der Opposition entgegen, und bewirkte, daß bei allen Vorstellungen, die einen besondern Aufwand erforderten, das Abonnement aufgehoben werden könnte. (1805 Vorstellung zum Besten Schiller's hinterlassenen Familie.) Allgemeine Achtung und Zufriedenheit folgte Meyer, als er 1809 die Direction niederlegte und sich nach Mitau zurückzog. (Kochbue, Jffland, Klingner, Mozart. — Viele Gäste. Wohlbrück nebst Gattin, Werther, Porich und Lenz, gen.

Kühne, der als geborener Livländer ein besonderes Interesse verdient. Seine Biographie aus der Feder des Herrn P. Falck folgt im Anhange).

Zweimal hatte der Director die Bühne wegen Ablebens Katharina's II. und Paul's I. zu schließen; anerkannt muß aber werden, daß unter Meyrer das Institut eine seltene Höhe erreicht hatte. An Meyrer's Stelle trat von 1809—1811 der Schauspieler La Roche; er brachte Vieles von den Tagesneuigkeiten zur Ausführung, indessen ließ ihn seine Aengstlichkeit ab danken, die in den unruhigen, stürmischen Zeiten allerdings motivirt war. Nicht zu leugnen ist die Umsicht und Thätigkeit, die der Dirigent während seiner Führung oftmals bewiesen.

Vierundzwanzig kunstliebende Männer (Dahl, Brandenburg, Smit) aus der Mitte der Kaufmannschaft entschlossen sich, die Leitung zu übernehmen, zu welchem Behufe sie zum zweiten Male einen Comité bildeten, der das Theater bis 1813 nicht ohne bedeutende Aufopferungen (12,000 Rbl. S. Verlust) auf seiner gewohnten Höhe erhielt. — Porjch und Feddersen führten die Regie, und der Letzte übernahm, jedoch nur auf ein Jahr, die Direction. Feddersen war nicht der Mann, einem solchen Institute auf längere Zeit vorzustehen, weshalb er alles Mögliche aufbot, die Alleinführung wieder abzugeben. (Glänzendes Repertoire.) Fräulein Herbst war zu dieser Zeit der besondere Liebling des ganzen Publicums, sie entschloß sich daher, bei ihrer energischen Handlungsweise, unter Fischer's Regie die Direction von 1814—1817 zu übernehmen und das Unternehmen zu leiten (Müllner, Körner). Verhältnisse und Unannehmlichkeiten nöthigten indeß die Directrice, an den Schauspieler Schmidt das Institut abzutreten, den jedoch schon nach 4 Monaten Feddersen abermals, nachdem einige Zeit auf Theilung von den Mitgliedern gespielt worden war, von 1817—1819 ablöste (Burmeister). Im Jahre 1819 bildeten die Mitglieder zum vierten Male eine vereinte Theater-Gesellschaft unter Mitregie von Ohmann, Porjch, Schreinzer. — 1820—1822 wurde derselbe an die Spitze des Instituts gesetzt, unter der Aegide eines Reserve-Fonds, zu dessen Bildung sich Freunde des Theaters vereinten (v. Cube,

J. Brandenburg). Auch erniedrigte die Musse-Gesellschaft bedeutend den Miethzins. — 1822 war der Reserve-Fonds gänzlich erschöpft und Ohmann trat bis 1825 die Direction auf eigene Gefahr an. Ludewig war Regisseur. Der Tod des Kaisers Alexander drohte mit einer gänzlichen Auflösung des Theaters, dem nur die Bildung eines Erhaltungs-Fonds vorbeugen konnte. Die Stadt bewilligte 1500 Rbl. S. Auf Veranlassung des General-Gouverneurs, Marquis von Paulucci, wurden 7 Soirées auf Subscription, in der Petri- und Domkirche 2 Oratorien zum Besten des Theaters gegeben. — Doch konnte alles dieses nicht durchgängig hindern, daß mehre Mitglieder in eine drückende Lage geriethen. 1826 vierte Vereinsbildung der Theater-Gesellschaft; Geschäftsführer waren Ludewig, Funk, Dölle. 1827 übernahm der Letzte die Direction auf eigene Gefahr; unter seiner Leitung wurden sämtliche neue dramatische Werke auf Kaiserlichen Befehl vor ihrer Aufführung der Prüfung des Ober-Censur-Comités unterworfen. — Dennoch fehlte es nicht an Novitäten, was viele Gastspiele bewirkte. Durch diese wurde es der Direction leichter, die harte Zeit zu ertragen, die der Tod der Kaiserin Maria Feodorowna herbeiführte. — Hier war es auch die Theilnahme mehrer Privatmänner, denen Dölle seine Existenz mehrfach zu danken hatte, wir nennen nur den Kaufmann und Ältesten Jakob Brandenburg. 1830 schloß Dölle seine Direction (Barlow, Waltherr, Frau Birch-Pfeiffer). 6 Monate spielten die Mitglieder im Verein, worauf sich zum zweiten Male Frau v. Tschernjawsky (frühere Directrice als Fräulein Herbst) bis 1834 an die Spitze stellte. — 1834 spielten die Mitglieder abermals 5 Monate im Verein, bis Frau von Tschernjawsky die Direction auf's Neue auf 7 Monate übernahm (Paulh). 1835 spielten abermals die Mitglieder 3 Monate unter sich, worauf der Schluß der Bühne auf mehre Jahre erfolgte. Der häufige Directionswechsel hatte dem Credit des Theaters im Auslande wie im Publicum selbst geschadet, so daß es oft sehr schwer hielt, geeignete Mitglieder zu bekommen. — Das Institut konnte in dem letzten Zeitraum sich nie entfalten, an höhere, größere Leistungen, die auf Kunst Anspruch machen konnten, durfte nur sehr selten reflectirt werden. —

Das Haus wie die Inventarien waren in Verfall gerathen, die Decorationen wurden oberflächlich angefertigt und waren fast durchgehends nichts werth. Eine Reorganisation in allen Theilen sprach sich überall als höchst nöthig aus. Anzuführen ist noch, daß bis 1837 interimistisch einige Mitglieder in einem Saale und C. M. Genze in der Manège der Petersburger Vorstadt Vorstellungen gaben, die oft sehr zahlreich besucht wurden.

Nach Meyrer war bis jetzt J. G. Ohmann der Einzige gewesen, der über sechs Jahre die Direction geführt; deutlich ergab es sich, daß unter beider Leitung ein höheres Interesse vorherrschte und nicht, wie so oft es eben der Fall gewesen, durch die steten Wechselungen zerstückelt wurde. Ferner sah man ein, daß es zunächst höchst erforderlich sei, jene Reorganisation auszuführen, nach deren Beendigung eine dauerndere, energische Führung eher möglich gemacht werden könnte. Zu diesem Behufe nun begann die Gesellschaft der Musse mit einer zweckmäßigen Reparatur des Theaters in allen seinen Theilen; außer diesem bildete sich ein Verein von zwölf Männern, die durch Subscription bald die Summe von 1800 Rbl. S. jährlichen Zuschusses für ein neues Institut auf drei Jahre hervorbrachten. Nach mancherlei Debatten wählten jene zwölf fünf Mitglieder aus ihrer Mitte, die bald vom General-Gouvernement die Bestätigung als dirigirender Comité erhielten; dieser berief Herrn K. v. Holtei an die Spitze der neuen Unternehmung. Am 1. September 1837 begann Jener mit „Mary, Max und Michel &c.“ die Direction, nachdem er es besonders gewesen, der die Einrichtung auf gleichem Fuß mit einem der mittlern deutschen Hoftheater bewirkt. Die behufs der Ausrüstung verwandte Summe betrug 13,475 Rbl. S. — Schon Ende November fielen Streitigkeiten zwischen dem Comité und der Direction vor; Holtei glaubte sich durch den Verein in seinen Ausführungen behindert und schlug deshalb vor, die Direction auf eigene Gefahr führen zu wollen. Man willfahrte ihm in der Ausfertigung eines Contractes bis 1840. Hr. v. H. übernahm den Kurzschuß von 2029 Rbl. 66 $\frac{1}{2}$ Kop. S. (1). Indesß war des Dirigenten Charakter, allzusehr an Wandelbarkeit gewöhnt, keineswegs geeignet, selbst unter den angedeuteten Ver-

hältnissen auf längere Zeit der Sache vorzustehen. Wohl entwarf er einen Theater-Pensionsfonds (1. November 1837), sorgte für Gäste, für theilweise gutes Repertoire, mußte in Auswahl der Mitglieder mit seltenem Tact zu verfahren und dennoch — ging es nicht. Richard Wagner, der um diese Zeit Capellmeister am Rigaer Theater war, scheint zu Holtei nicht in guten Beziehungen gestanden zu haben, wenn man aus folgender von ihm im Jahre 1839 erlassenen Concerteinladung diesen Schluß ziehen darf:

Concert-Anzeige. Da die Herren Mitglieder des hiesigen Theaterorchesters mir den ursprünglich für ihr 5. Abonnements-Concert bestimmten künftigen Dienstag, den 14. März d. J., für mein Benefiz-Concert gefälligst abgetreten haben, so gebe ich mir die Ehre, einem verehrten Publikum dies mein Concert für den bezeichneten Tag hiermit anzuzeigen. Das Nähere über die aufzuführenden Stücke wird die nächste Zeitungs-Annonce enthalten, und es ist die Auswahl derselben von mir im Sinne der Abonnements-Concerte getroffen worden, die sich eines ziemlich ungetheilten Beifalles der geschätzten Musikfreunde Riga's zu erfreuen hatten. — Da ich übrigens in diesen Tagen die für mich wohl betrübende Nachricht von meiner Entlassung aus der bis jetzt von mir bekleideten Stelle am hiesigen Theater erhalten habe, weil diese Stelle von Herrn von Holtei für das künftige Jahr bereits einem anderen zugesagt ist, so würde es mir sehr wohlthwendig sein, aus der Theilnahme für dies mein Concert entnehmen zu können, daß ein verehrtes Publikum mit meinem Fleiße und ungetrübten Eifer bei meinen Leistungen ebenso zufrieden sey, als sich mein jetziger Director, Herr Hoffmann, mir darüber bezeugt hat, und gewiß das sämmtliche Musikpersonal unserer Bühne mir bezeugen wird.

Riga, den 8. März 1839.

Richard Wagner,

Capellmeister des hiesigen Theater.

Der plötzliche Tod von Holtei's Gattin gab letzterem den besten Vorwand, die Leitung einem Stellvertreter zu übergeben, dem seitherigen Regisseur der Oper, Herrn J. Hoffmann. Der neue

Director verstand von der Führung eines Theaters noch sehr wenig und war daher zufrieden, in dem Regisseur W. A. Wohlbrück einen Mann zur Seite zu bekommen, der sowohl mit dem Geschäftsbetrieb vertraut, als auch die innere technische Leitung tüchtig verstand. Die Theilnahme des Publikums war schon seit Beginn der Restauration wieder im Steigen. Holtei konnte sich nie über Laueheit beklagen, um so erfreulicher war es, unter J. Hoffmann den Theaterbesuch noch mehr steigen zu sehen. Der Director nahm mehres Angefangene von Holtei auf, so war es das Pensions-Institut besonders, das er nicht nur fest begründete, sondern auch mehrfach erweiterte. Der Fonds dazu soll bereits über 8000 Rbl. S. gestiegen sein. Es wäre gewiß noch mehr Erfreuliches zu Stande gekommen, wenn nicht der oft leidenschaftliche, hitzige Charakter Hoffmann's störend der Entwicklung entgegengetreten wäre. Aus diesem Grunde legte auch Wohlbrück sein Amt nieder, um Herrn Laddey Platz zu machen, welcher die Regie übernahm. Ohnerachtet die Geschäfte einen guten, ja brillanten Fortgang hatten, wußte es der Director, durch Vorstellungen und Schilderungen beim Comité, dahin zu bringen, daß durch dessen Verwendung seitens der Stadt ein jährlicher Zuschuß von 5000 Rbl. S. der Direction als Entschädigung für die Sommermonate Juli und August bewilligt wurde. Dieses konnte Hr. Hoffmann noch nicht zufriedenstellen, es mochten vielleicht auch andere Privatverhältnisse mit einwirken, kurz, er gerieth in Zerwürfnisse mit dem Comité, und kündigte seinen Contract. Bald ward vom Verein ein Concurrrenzschreiben erlassen, dessen Resultat jedoch nicht befriedigend ausfiel. Obgleich sich einige Concurrenten gemeldet, fand sich doch keiner unter ihnen, dem man eine so wichtige Stellung anvertrauen durfte. Man sah sich daher genöthigt, Hr. Hoffmann zur ferneren Leitung zu bewegen, welche dieser auch auf 1 Jahr wieder annahm (2). Da im Verlauf dieses Jahres die früheren Zwistigkeiten und Reibungen nicht beizulegen waren, der Unternehmer selbst dringend wünschte, endlich die Direction niederzulegen, willfahrte man seinem Gesuch und fertigte zum zweiten Male ein Concurrrenzschreiben aus. In kurzer Zeit meldeten sich 13 Personen, von denen nur Seb. Ringelhardt, d. J. in Leipzig, und F. Engelken

aus Bremen zu nennen sind. Mit letzterem schloß denn auch der Theater-Comité einen dreijährigen (event. sechsjährigen) Contract ab. Am 30. Juni 1844 hatte Herr Director Hoffmann aus den beliebtesten Opern und Schauspielen Scenen zusammengestellt, um alle scheidenden Mitglieder des Personals noch einmal dem Publikum vorzuführen. Alle ohne Ausnahme wurden empfangen und gerufen. Die Bühne war zum Schlusse mit Blumen bedeckt. Bis zum 1. September blieb die Bühne geschlossen, wo Director F. Engelsen mit einer fast durchaus neuen Gesellschaft die Vorstellungen begann; die Mitglieder waren mit bedeutenden Kosten für alle Fächer des Schauspiels, der Oper und des Ballets aus allen Gauen Deutschlands, sogar Frankreichs, hierher berufen worden. Die Eröffnung des in Einigem umgeänderten Theatergebäudes geschah also am 1. Sept. mit dem Lustspiele Moreto's: „Donna Diana“, vorher ging ein Prolog, gedichtet von Hermann Stähnisch, der zu seiner weiteren Ausbildung als Dramaturg von F. Engelsen mit nach Riga gebracht worden war.

Auf F. Engelsen folgte bereits 1845 Seb. Ringelhardt, auf diesen nach fünfjähriger Bühnenleitung Ferd. Roeder von 1850—53, Franz Thome 1853—58, endlich Th. v. Witte von 1858.—63 — alle diese Directoren hatten mehr oder weniger günstige finanzielle Geschäfte gemacht. Im Jahre 1863 erfolgte am 29. August die Eröffnung des neuen steinernen Theatergebäudes, das „die Stadt den darstellenden Künsten“ geweiht hatte, dessen Erbauung bereits 1829 von dem General-Gouverneur Paulucci angeregt, später von einem ständischen Theatercomité gefördert und endlich mit Hilfe des General-Gouverneurs Fürsten Suworow auf Kosten der drei Stände der Stadt zur Ausführung gebracht worden war nach einem von dem Prof. Akad. Bohnstedt in Petersburg angefertigten Project. Die Kosten des Neubaues, dessen Grundsteinlegung am 4. August 1860 in Gegenwart Sr. Kaiserl. Hoheit des Großfürsten Nikolai Alexandrowitsch stattgehabt hatte, betragen im Ganzen die Summe von 354,000 Rbl. (einschließlich verschiedener Anschaffungen, Decorationen zc. im Werthe von 40,000 Rbl. und Pflasterungsarbeiten für 10,000 Rbl.). Obwohl, wie erwähnt, aus

ständischen Mittel erbaut, wurde auf deren Beschluß das Gebäude der Stadtverwaltung übergeben, der Betrieb des Theaters aber von 1863 (bis 1887) für Rechnung der Stände einem ständischen Verwaltungs-Comité übertragen, dem Dr. Hallwachs (Mitglied des Schauspielpersonals unter Th. v. Witte) von 1863—65 zur Seite stand. Th. Lebrun aus Wiesbaden, durch das Comité zum Director des Stadttheaters berufen, verstand es als dramatischer Künstler und hervorragender Bühnenleiter, in künstlerischer Beziehung unser Theater auf eine hohe Stufe der Leistungsfähigkeit zu erheben und Kräfte um sich zu sammeln, deren Namen lange in der Erinnerung Aller fortleben werden, die sich jener Blüthezeit unserer Bühne erinnern, zu deren Zierden Marie Puls, Anna Suhrlandt, Frä. Schunke, Livia Gichberger, Th. Lebrun, Hugo Müller, Niedt u. A. gehörten. In materieller Beziehung ist die Zeit von 1866—69 durch die sich steigenden Deficits (von 3,408—26,461 Rbl.) weniger erfreulich; als 1869 Lebrun Riga verließ, um das Berliner Wallnertheater auf eigene Rechnung zu übernehmen, trat nach kurzer Regieführung durch Dr. Hugo Müller B. A. Hermann vom Stadttheater zu Hamburg die Bühnenleitung an, die er jedoch noch vor Schluß der Saison wieder aufgeben mußte, da er, mit Ballet und Ausstattungsstücken speculirend, binnen Kurzem das Deficit noch vergrößerte. Behufs Beseitigung der finanziellen Krisis wurde ein neues ständisches Comité aus 6 Personen gebildet, das Herrn von Parrot (1869—74) zum Theaterdirector wählte und in den 4 ersten Jahren seiner Geschäftsführung Ueberschüsse zu verzeichnen hatte. Nachdem Freiherr von Ledebur Parrot's Nachfolger geworden war, sah sich das Comité genöthigt, in Folge gesteigerter Mehrausgaben und Ansprüche an das Theater die Eintrittspreise zu erhöhen, eine Maßregel, die dazu beigetragen haben mag, in der Zeit von 1877—82 einen Reingewinn von in Summa 27,086 Rbl. zu ermöglichen und die materielle Lage des Theaters günstig zu gestalten.

Da wurde am 14. Juli 1882 das schöne steinerne Theatergebäude ein Raub der Flammen und fünf Jahre hindurch (1882 bis 1887) fanden die Vorstellungen in dem nach dem Plan des

Architekten Herrn Scheel von den Ständen für die Summe von 78,000 Kbl. erbauten Interimstheater statt. Von dem ergänzten Theaterverwaltungscomité waren als Directore angestellt worden: Theodor Nsche 1882—83, Emil Pohl 1883—85, Andreas August Amann 1885—86 und A. Koesicke 1886—87. Im Jahre 1887 war das steinerne Gebäude des Stadttheaters für die Summe von mehr als 400,000 Kbl. wieder hergestellt worden, nachdem die Stadtverwaltung hierzu die Mittel bewilligt hatte; die Verwaltung des Theaters wurde nach Auflösung der Dreiständeversammlung von der Großen Gilde übernommen und bis 1892 auf eigene Rechnung geführt, bis zuletzt das immer größer gewordene Deficit (im Ganzen 93,424 Kbl., eine Summe die von den Garanten Großer Gilde gedeckt wurde) die Mithilfe weiterer Kreise nothwendig machte. Seit dem Jahre 1893 wurde denn auf dem Wege einer allgemeinen Subscription, die für drei Jahre die Garantiesumme von 30,000 Kbl. pro anno sicher stellte, der Großen Gilde die Möglichkeit zu einer Weiterführung des Theaters geboten und das Verwaltungscomité der Großen Gilde durch drei, aus der Mitte der Garanten gewählte Mitglieder verstärkt. Artistischer Leiter des Theaters war von 1887—1896. Max Martersteig und ist gegenwärtig Herr Julius Rudolph.

Anhang A.

Eckardt, gen. Koch.

Biographische Notizen.

Eckardt, Siegfried Gotthilf, genannt Koch (dramatischer Künstler und Hoffchauspieler, geb. zu Berlin 26. October 1754, gest. zu Alland bei Baden nächst Wien 11. Juni 1831) war der Sohn eines angesehenen Berliner Kaufmannes, eines Freundes von Engel, dem Verfasser der Ideen zu einer Mimik. In Lorenz Stark hat Engel den alten Eckardt gezeichnet. Der junge Koch erhielt eine vortreffliche Erziehung und hatte im väterlichen Hause Gelegenheit, mit geistig hervorragenden Männern umzugehen. Nach vollendeten Studien trat er — 18 Jahre alt — bei der Bergwerks-Administration als Registratur-Assistent ein, wo er das Zifferwesen nicht über drei Jahre aushielt, nach welchen er expedirender Secretär wurde. Der Umgang mit Engel und dem Baron Gemmingen, der im „Deutschen Hausvater“ auch den alten Eckardt porträtirte, wirkte entscheidend auf den Jüngling; er beschloß, sich der Bühne zu widmen, verließ sein Amt und Berlin und begab sich nach Hamburg. Seine Angehörigen waren mit diesem Entschlusse nicht einverstanden. In Hamburg sah er Schröder und Brockmann, welche seine Muster wurden. Unter dem angenommenen Namen Koch betrat er im October 1778 zu Schleswig zuerst die Bühne. Die erste Rolle, welche er spielte, war der Edelsen im „Postzug“, und gefiel sehr. Nun spielte er den Medon im gleichnamigen Stücke, den Waller in Gotters „Marianne“, den Guelso in den „Zwillingen“ und den „Hamlet“, den Brockmann zuerst in Deutschland gespielt, und dem Eckardt nachgefolgt war. Eckardt's

Spiel wurde von den Dramaturgen seiner Zeit, an deren Spitze ein Lessing stand, anerkannt und bald sein Name in ganz Deutschland ehrenvoll genannt. Nun folgte er einem Rufe an das erzbischöfliche Hoftheater zu Hildesheim, wo sich sein Künstler Ruhm vermehrte. 1780 trat er in die Gesellschaft der Wittwe Schuch, welche damals in Danzig spielte, und dort gab E. den Macbeth, Lear und Fallstaf. Hier muß bemerkt werden, daß Eckardt für diese Rollen zu jener Zeit keine Vorbilder besaß, sondern die Gestalten aus sich selbst schaffen mußte. Als er später in Mitau vor dem Herzoge von Kurland auftrat, sah ihn der Fürst bei seinen Hoffesten und zog ihn der Adel in seine Familienkreise. Dort lernte E. das Fräulein von Bruckensfeldt, seine nachherige Gattin, kennen. Auch fällt in diese Zeit seine Bekanntschaft mit Kokebue. Als Baron von Vietinghoff in Riga eine Bühne erbaute, berief er die besten Künstler jener Zeit dahin, und darunter auch Eckardt, der, als Vietinghoff 1782 einem Rufe nach St. Petersburg folgte, mit dem Regisseur Mehrer die Direction dieser neuen Bühne übernahm. Fünf Jahre hatte er musterhaft die Rigaer Bühne geleitet, als er seinem Drange, nach Deutschland zurückzukehren, nicht länger mehr widerstehen konnte. Er begab sich nach Frankfurt, welches eben die Krönung Leopold's II. feierte. Unter E.'s Händen entwickelte das Frankfurter Theater neues Leben. Später übernahm E. das Mainzer Theater, welchem Freiherr von Dalberg als Intendant vorstand. Die die Förderung der Kunst energisch unterstützenden Bestrebungen dieser zwei Männer wurden durch die beginnende französische Revolution unterbrochen. Als die Franzosen, welche Mainz besetzt hatten, die deutsche Bühne dem politischen Fanatismus dienstbar machen wollten, leistete E. entschiedenen Widerstand. Nun folgte eine wechselvolle Zeit, bis E. einer Einladung Jffland's nach Mannheim folgte, wo auch bereits seine Tochter Betty, die damals schon einen Namen in der Theaterwelt hatte, spielte. Nach acht Monaten verließ er auch diese Stadt, als die Belagerung derselben begann, wohin er aber, als die Verhältnisse wieder geordnet waren, zurückkehrte. Als nach einiger Zeit E. das Großmann'sche Privilegium der Bühne in Hannover

übernehmen sollte, war es bereits nahe daran, daß die Sache zum Abchlusse kam, als Kozebue, der damals das Wiener Hoftheater leitete, ihn dringend ersuchte, nach Wien zu kommen. G. willfahrte, kam nach Wien und gehörte von nun an diesem Kunstinstitute an, zu dessen ersten Zierden er zählte. Im Jahre 1828 feierte der große Mime an dieser Bühne sein 50jähriges Jubelfest als Künstler. G.'s Hauptrollen waren: Meister Klarenbach in den „Advocaten“; — Abbé de l'Épée im „Taubstummen“; — Lorenz Stark in der „Deutschen Familie“; — Ginnehmer Traut in der „Reise nach der Stadt“; — der Kriegsminister im „Spieler“; — der Kriegsrath Dallner in der „Dienstpflicht“; — der Hofrath im „Hausfrieden“; — der Kaufmann Wagner im „Bettel in Lissabon“; — Belaccueul in den „Drei Gefangenen“; — Kaberdar in den „Indianern in England“; — der Graf im „Puls“; — Nathan und Hamlet in den gleichnamigen Stücken. G. fühlte sich gleich heimisch in der Tragödie wie in der Komödie und war ausgezeichnet im Hochkomischen, wie im Tragischen; am höchsten war er aber im Conversationsstyl, der durch ihn einen neuen Schwung erhalten hatte; die Rollen, welche G. gab, waren Porträts mit deutschem Fleiß bis ins feinste Detail ausgearbeitet, ohne daß jedoch unter dieser Sorgfalt das Wesen des Genius verwischt worden wäre. In der zweiten Hälfte seines Lebens wurde G. von manchem Leide heimgesucht; im Jahre 1803 verlor er seine neue Lebensgefährtin; im Jahre 1808 entriß ihm der Tod seine älteste Tochter Betty, welche mit dem Kaiserl. Hofschauspieler Kooße verheirathet und eine Zierde der deutschen Bühne war, und in seinem Jubeljahre (1828) seine zweite Tochter Henriette. Glücklicher war der Künstler mit seinen Söhnen. Der älteste war (1828) Verwalter eines der größten Güter des Fürsten Esterhazy, sein zweiter Kaiserl. Districts-Förster zu Schladming in Steiermark, der jüngste Officier in der Kaiserl. Armee.

Anmerkung: Baldamus (Max Carl Dr.), Siegfried Gotthilf Eckardt, genannt Koch, K. B. Hofschauspieler, ... was er ist und wie er es wurde. Eine biographische Skizze (Wien 1828, Adolph, 8^o). — Hormayr's Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst. XIV. Jahrg. (Wien 4^o). 1823, Nr. 69 — 80

(dieser Aufsatz ist von Wähler). — Lemberg, Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielere auf das Jahr 1821. — Wiener Theaterzeitung, herausg. von Adolph Bäuerle (Wien 1806) I. Jahrg. Nr. 11, S. 173: „Bruchstück aus der Biographie G.'s“ von Bäuerle. — Dieselbe 1829, XXII. Jahrg. Nr. 118: „Künstlerfeier von Weidmann.“ — Dieselbe 1831, XXIV. Jahrg. Nr. 74—76: „Nekrolog“ von Weidmann. — Originalien aus dem Gebiete der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie, redigirt von G. Loh. 1828, Nr. 132: „An Eckardt“ von G. Löffler. — Porträts und Büsten von Eckardt. Kaum dürfte ein deutscher Künstler so vielfältig abgebildet worden sein als Eckardt. Im Anbeginn seiner theatralischen Laufbahn lieferte das „Königsberger Theater-Journal“ seinen Schattenriß; während seines Gastirens in Berlin erschien sein Bild im Kupferstich vor der Zeitschrift: „Ephemeren der Literatur und des Theaters“; während seiner Direction in Frankfurt hat ihn der Künstler Ohnmacht als Friedrich von Oesterreich in Marmor geschnitten; als Mitglied des Theaters in Mannheim steht sein Bild vor dem dortigen „Theater-Kalender,“ so auch vor dem „Wiener Hoftheater-Kalender“ vom Jahre 1807 und in Jffland's „Berliner Theater-Kalender. Im Jahre 1818 wurde er von dem Wiener Maler Anders als Abbé de l'Épée in Lebensgröße gemalt und auf Kaiserl. Befehl in das von Kaiser Joseph gestiftete Pantheon der vorzüglichsten dramatischen Künstler der Wiener Hofbühne aufgenommen. Von diesem Gemälde wurde eine Lithographie gemacht. Die Wiener Maler Lieder, Doffinger, Kuppelwieser, Wagner haben Lithographien von ihm geliefert; der akademische Bildhauer Klein meißelte eine wohlgetroffene Büste Koch's und der Stempelschneider Böhm verfertigte in Silber eine sehr ähnliche Hohlmedaille, welche in Berlin in Eisen nachgegossen ward. — Ein charakteristischer Zug seines Künstlerbewußtseins ist der folgende: Eckardt war mehrere Monate krank und nicht aufgetreten. Genesen, begegnete er dem Redacteur A. Bäuerle, der ihn begrüßte, worauf G. kühl erwiderte. „Was ist Ihnen denn wieder,“ fragte Bäuerle den Künstler, als er diese Kälte bemerkte. — „Nun ja,“ rief Eckardt, „Ihr habt mich ja ganz vergessen,

es ist, als wenn ich gestorben wäre.“ — „Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?“ fragte Bäuerle. — „Es steht ja über mich gar nichts mehr in Curer Zeitung!“ rief Eckardt. — „Sie haben aber gar nicht gespielt, da konnte man ja über Sie nicht schreiben,“ rechtfertigte sich Bäuerle. — „Ueber einen Künstler kann man immer schreiben, auch wenn er nicht spielt.“



Anhang B.

Johann Reinhold v. Lenz-Kühne,
 Schauspieler und dramatischer Dichter.
 Eine biographische Skizze von Paul Theod. Falck.

Lenz-Kühne ist, soviel ich weiß, der erste darstellende Künstler aus unserem Lande gewesen, der sich europäischen Ruf erworben hat; außerdem wüßte ich nur noch den 1880 verstorbenen Königk-Tollert, die jetzt noch lebende berühmte Schauspielerin Niemann-Seebach, welche in Riga geboren ist, und den bekannten Schauspieler und dramatischen Dichter Max Grube zu nennen, der seit 1891 Director des königl. Schauspielhauses in Berlin ist.

Damals, als Lenz-Kühne (vor bald hundert Jahren) die Bühne betrat, war durch Vietinghoff's, dann Kogebue's energisches Vorgehen in Riga und Reval kaum die Kruste des Vorurtheils gegen den Schauspielerstand in unserem Baltenlande durchbrochen. Man sah noch allgemein den Eintritt in diesen Stand als etwas Unerlaubtes, als ein Verbrechen an, das gar nicht zu verzeihen war.

Hierbei muß man nicht vergessen, daß erst mit Friedrich Ludwig Schröder in Hamburg, zu Lessing's Zeit, die große Epoche der deutschen Schauspielkunst begonnen hatte. In diese Epoche trat Lenz-Kühne und wurde einer ihrer hervorragendsten Künstler.

Johann Reinhold von Lenz war am 14. (25.) November 1778 zu Pernau in Livland geboren. Er war von 16 Geschwistern das dritte Kind aus der Ehe des späteren livländischen Regierungsraths Johann Christian von Lenz und der Auguste Helene,

geb. von Harmens. Im Alter von 2 Jahren brachte man ihn und seinen jüngeren Bruder, den nachmaligen Hofgerichtsadvocaten, August Wilhelm nach Mönmuß, einem Kronsarrendegute auf der Insel Oesjel, zu seiner Großmutter, der verwittweten Frau Obrist von Harmens, geb. Du-Bal, wo er die schönsten Tage seiner Kindzeit sorglos und in Freuden verlebte.

Als er 9 Jahre zählte, übergab die Großmutter ihn und seinen Bruder wieder den Eltern, die zu dieser Zeit bereits in Riga lebten. Nach zweijährigem Unterricht in einer Privat-Erziehungsanstalt besuchte Reinhold die unteren Klassen des Rigaschen Lyceums und wurde dann 1791 auf das Collegium Friedericianum nach Königsberg gesandt. Doch auch da sollte er nicht lange bleiben, denn von seinen Eltern zum Soldatenstand bestimmt wie sein ältester Bruder Liborius (der als Major in der Schlacht bei Preußisch-Eylau 1807 fiel), mußte er mit sechzehn Jahren 1794 in den russischen Militärdienst treten und wurde im Jahre darauf bereits Offizier.

Nach dem Tode der Kaiserin Katharina II. († 1796) aber verließ er den Dienst, da sich ihm, der sich nicht zum Soldaten geboren fühlte, ein ganz anderer Weg zu einer glänzenderen Zukunft eröffnete. Damals nämlich glänzte unter den ersten Sternen Rußlands der wirkliche Geheimrath Graf Johann Jacob von Sievers als General-Director der Canal- und Wegebauten im Reiche. Dieser feingebildete, geistreiche Staatsmann ernannte Lenz zu seinem Privatsecretär und machte mit ihm verschiedene Amtsreisen zur Revision der Flußverbindungen im Innern des Reichs. Leider wollte es das Geschick, daß Sievers sich in Folge der bekannten Verhältnisse am Hofe Kaiser Paul's im Anfange unseres Jahrhunderts ganz aus dem öffentlichen Leben zurückzog und somit auch Lenz seinen Posten verlor.

Auf sich allein angewiesen, hatte er jetzt mit so manchen Wechselfällen des Lebens zu kämpfen. Was anfangen? Er fühlte in sich schon lange die unbezwingliche Neigung, ein Jünger Thalia's zu werden. Längst hatte er sich für die dramatische Kunst begeistert und auf den Liebhabertheatern in den damaligen lustigen Offiziers-

kreisen, wie später zur Zeit seiner kurzen Beamten-Carrière mit Erfolg debütirt. War ihm doch außerdem von vielen competenten Seiten, die einen Garrick in London, Talma in Paris, Schröder in Hamburg und Jffland in Berlin gesehen hatten, gerathen worden, sein schönes Talent nicht verkümmern zu lassen und zur Bühne überzugehen.

Doch der Ausführung dieses Planes stellten sich verschiedene Hindernisse entgegen, die erst überwunden werden mußten. Vor allen Dingen waren es Familienverhältnisse, die ihm störend in den Weg traten, denn fast sein ganzer Verwandtenkreis bestand aus Theologen, die beinahe ohne Ausnahme heftig gegen den Schauspielerstand eingenommen waren. Aber wie sagte doch einst sein Onkel, der geniale Dichter der Sturm- und Drangperiode, Jakob Michael Reinhold Lenz: „Auf meinen Posten hingestellt, werde ich wandeln meinen Weg allein; oder könnt Ihr für mich durch's Labyrinth des Lebens gehen? — Ich kann nicht das werden, was Ihr wollt, und was ich jetzt bin, das bin ich durch mich. Das könnt ihr mir nicht verzeihen, ich aber sage: Gott verzeihe es Euch, Menschen in ihnen nicht zusagende Lebensstellungen einzu-zwängen.“ — Dieser Ausspruch fand einen Wiederhall bei dem Neffen und endlich gab er, trotz aller Unannehmlichkeiten, dem Zuge seines Herzens nach und betrat im September 1801 in St. Petersburg unter dem Rahmen „Kühne“ die Bretter, welche die Welt bedeuten.

Der Director Miré engagirte ihn sofort, denn als Ferdinand von Walter in Schiller's „Kabale und Liebe“ hatte der Schauspieler „Kühne“ entschiedenes Glück beim Publicum gehabt und dem Director gefallen. „Bald zeichnete er sich vor den übrigen Darstellern aus,“ — erzählt Heinrich Meyer, einer seiner ersten Biographen in Wolff's „Album für Freunde der Schauspielkunst“ (Berlin, 1846, S. 140) — „da sich sein feines, in den höheren Gesellschaftskreisen gebildetes Benehmen, seine körperliche Gewandtheit und seine heroisch schöne Gestalt für eine gewisse Gattung von Rollen, namentlich vornehme Personen und Militärs, welche selten gute Repräsentanten finden, vorzüglich eignete.“ — So sehr „Kühne“

gefiel und man mit Freuden die weitere Entwicklung seines Talentcs mit Spannung verfolgte, gab man ihm in Petersburg doch von wohlwollender Seite den Rath, sein schönes Talent am Spiele eines Schröder, Iffland und anderer Bühnengrößen zu seinem Ruhme und zur Ehre des Vaterlandes weiter auszubilden. Lenz befolgte diesen Rath und verließ im December 1803 die St. Petersburger Hofbühne. Mit seinem Collegcn und Landsmann Lindenstein, genannt „Probst“, kam er in die Heimath, um von hier aus nach Hamburg weiterzureisen.

Am Tage, als sie von Riga abreisen sollten, gelangten Schiller's „Räuber“ zur Aufführung und die beiden jungen Künstler überredeten ihre Väter, dieser Vorstellung beizuwohnen, indem sie ihnen ihre Billete gaben, weil sie dieselben nicht benutzen könnten. Als sich nun die beiden Väter im Theater einfanden und, nichts Außergewöhnliches ahnend, neben einander Platz nahmen, begann die Vorstellung. Doch welche Ueberraschung wurde ihnen zu Theil, als jeder in den beiden Helden des Stückes den Sohn des Andern, nur nicht den eigenen wiedererkannte, denn jeder behauptete von seinem Sohne, daß er nicht „Kühne“ noch „Probst“ hieße, sich auf der Reise befände und daher auf der Rigaer Bühne jetzt nicht spielen könne. Dieser gelungene Geniestreich der beiden jungen Künstler nahm, wie vorauszusehen, natürlich einen allseitig befriedigenden Ausgang, als die gastirenden Künstler „Kühne“ und „Probst“ wiederholt vor dem dankbaren Publicum erscheinen mußten und die Väter sich nun freuten, zwei so tüchtige Söhne zu haben, „die sich sehen lassen konnten!“

Von Riga aus zog Lenz über Memel nach Königsberg, wo er im Januar 1804 eintraf. Seine Absicht war, noch weiter zu Schröder nach Hamburg zu reisen, doch machte die Liebe dem jungen Künstler einen Strich durch diese Rechnung. Königsberg besaß damals eines der ersten Theater Deutschlands unter der Schuhsteinberg'schen Direction. Zu den beliebten und gefeierten Mitgliedern dieser Bühne gehörte Fräulein Louise Cassini, mit der Lenz das Glück hatte, zusammen aufzutreten. Ihr Spiel begeisterte ihn zu einer vollendeten Meisterleistung. Er gefiel so sehr, daß

man in ihn drang, in Königsberg zu bleiben, und er ließ sich selbstverständlich nur zu gerne fesseln, redete doch sein Herz mit und war ihm Königsberg doch schon von früher bekannt. Bereits im Jahre 1805 verheiratete sich Lenz mit Fräulein Cassini, einer „der größten Schauspielerinnen des Lustspiels, welche die deutsche Bühne jemals besessen hat,“ nach H. Meyer a. n. D., was auch Devrient in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst bestätigt, indem er „Frau Kühne“ im heiteren Rollenfach unter den Künstlerinnen ersten Ranges anführt. Als aber im Juni 1808 das Königsberger Schauspielhaus abbrannte, lösten sich alle dortigen Theaterverhältnisse auf und Lenz ging mit seiner so reich begabten Gattin nach Berlin, wo er Pfland kennen lernte. Dieser bedauerte es unendlich, das Künstlerpaar nicht für die Berliner Bühne engagiren zu können, da im Augenblicke alle Fächer besetzt waren. Nach beendetem Gastspiel-Cyklus begaben sich die Gefeierten nach Braunschweig und Lübeck und fanden auch dort ehrenvolle Aufnahme, aber kein Engagement, welches sie erst 1809 nach erfolgreichem Auftreten unter der Direction von Gule, Stegemann und Herzfeld in Hamburg erlangten.

Ihre wankende Gesundheit machte indessen Frau Kühne den längeren Aufenthalt in Hamburg unmöglich, denn nach dem Ausspruch der Aerzte war für sie ein südlicheres Klima unerlässlich. Beide verließen deshalb 1811 Hamburg „zum großen Leidwesen Schröder's, der dieses Künstlerpaar bei seiner neuen Theater-Übernahme (von 1811—1815) ungern verlor,“ wie H. Meyer a. a. D. zu berichten weiß, aber den beiden Künstlern das Versprechen abnahm, sobald als nur möglich wieder zurückzukehren.

Von der gesunden Luft der schlesischen Berge Heilung für seine leidende Gattin hoffend, folgte Lenz einem Rufe nach Breslau und schloß einen Contract auf drei Jahre ab. In Breslau übernahm Lenz auch zum ersten Male die Regie und erwarb sich gar bald durch sein echt künstlerisches Spiel im hohen Grade die Gunst des Publicums. Mittlerweile hatte sich der Gesundheitszustand seiner Frau ein wenig gebessert und da Schröder aus Hamburg inzwischen auch an das gegebene Versprechen mahnte, rüsteten sich

die beliebten Schauspieler, die man nur ungern aus Breslau scheiden ließ, im April 1814 zur Abreise. Nach beifallreichen Gastspielen in Leipzig, Mannheim, Karlsruhe u. s. w. kehrten sie im November letztgenannten Jahres nach Hamburg zurück, wo Lenz so gerne bei seinem Meister Schröder weilte. Allein wegen seiner wieder leidender werdenden Gattin, die das nordische Klima Hamburgs nicht vertragen konnte, war es nicht gut, daß er in Hamburg blieb, denn die Folge war, daß diese bedeutende Künstlerin sich am 8. October 1815 von dieser Erde für immer verabschiedete.

Seit dieser Zeit schloß sich Lenz noch intimer an Schröder an, „der stets mit dem Künstler auch den Menschen achten wollte,“ was ihm bei der edel angelegten Natur Lenzens nicht schwer fallen konnte. Von jetzt ab wird auch der bedeutende Einfluß Schröder's auf Lenzens weitere Entwicklung bemerkbar. Man sah bald in ihm einen seiner besten Schüler, der als Schauspieler es verstand, der echte Dolmetscher im Geiste des Dichters zu sein, denn auf Schröder's Anrathen studirte Lenz erst gründlich das ganze Drama, nicht seine Rolle allein, um den Dichter mehr in seinen gedachten, nicht geschriebenen Feinheiten zu erfassen, was, nach Schröder, zur Wissenschaft des Schauspielachs gehörte. Sobald ihm dieses vollständige Hineindringen in den belebenden Geist des Schauspiels gelungen war, ging sein Bestreben dahin, die lebensvolle Wiedergabe der Rolle bis in das kleinste Detail der Charakterisirung zu ermöglichen, und zwar durch gutes Ensemblespiel. Gaukler und Virtuosen lieben Alles neben sich zu erdrücken, um allein zu glänzen und dem Publicum den Abstand recht sichtbar zu machen. Ein echter Schauspieler muß dagegen, nach Schröder, das Bestreben haben, durch sein geniales Spiel die Mitspielenden so zu begeistern, daß sie möglichst auf gleicher Höhe sich zu halten suchen, um die Täuschung möglich zu machen: es ist hier ein Stück Natur, nicht Kunst zu sehen! Und die schwierige Kunst, etwas von seinem genialen Magnetismus auf Andere zu übertragen, daß sie sich bedingungslos angezogen fühlen, gelang unserem Lenz so sehr, daß dieser Magnetismus nothwendiger Weise auch auf das Publicum überging.

In Folge dessen war Schröder stolz auf seinen Lenz, endlich einmal einen so hochgebildeten Schauspieler gefunden zu haben, der mit seinen Principien übereinstimmte, die sich freilich von der „Weimarer Schule“ Goethe's wesentlich unterschieden, denn Schröder meinte: wie man die Natur studiren, aber nicht erlernen kann, so kann der geborene Schauspieler (und nur diese wollte er haben) auch nur die Natur studiren, aber erlernen kann er sie nie. Goethe dagegen meinte: die Schauspielerkunst stehe unter den übrigen Künsten, weil sie dieselben nur zur Darstellung zu bringen hat, somit durch Regie (Schulmeisterthum) zu künstlerischer Vollkommenheit gebracht werden könne. Der große Unterschied bestand darin, daß Schröder nur „Natur-Genies“ heranziehen wollte, während Goethe glaubte, „Kunst-Talente“ bilden zu können.

Ein solches „Natur-Genie“ der sog. „Hamburger Schule“ Schröder's war unser Lenz. Ohne eine Theaterschule oder Verkünstelung durchgemacht zu haben, welche Auswüchse — *nomina sunt odiosa* — die Weimarer Schule zeitigte, betrat seiner Zeit Lenz die Bühne und bewies es Jedem klar, der Augen hatte, zu sehen, und Ohren, zu hören, daß er ein „geborener“ Schauspieler war, der sich nur durch Selbststudium weiter bilden, aber nicht durch Kunst gemacht werden kann. Zu diesem Selbststudium aber gehörte, nach Schröder, das Dichten auf dramatischem Gebiete. Schröder erklärte, daß ihm selbst, wie Jffland († 1814) und dem unvergeßlichen Garrick († 1779), durch solche Arbeiten, und wenn sie auch nur Arbeiten verblieben, erst das natürliche Verständnis zur Wiedergabe dichterischer Gestalten erschlossen wurde. Lenz befolgte seinen Rath und übersezte nicht nur Sheridan's „Knowles“ (Die Buckligen), sondern wurde schon selbständiger in den Umarbeitungen verschiedener Erzählungen und Romane in Dramen. Zu diesen gehört sein „Ruh Blas“, „Der Schultheiß von Brügge“, „Die Tochter des Gefangenen“ und „Der Briefträger oder: Schuldig oder nicht schuldig“, welche mit vielem Erfolg in Hamburg und anderswo, selbst in Riga, gegeben wurden, aber leider Bühnenmanuscripte blieben. Während dieser

Zeit übersezte er auch aus dem Französischen das romantische Schauspiel „Paoli“ und bearbeitete das Schauspiel „Stella“ von St. Georges (welches nach längerer Pause am 3. Januar 1860 in Riga wieder aufgeführt wurde), ferner das kleine Lustspiel: „Vier Treppen hoch“, welches nach Jahren, 1825, in die „Caritas“, das literarische Taschenbuch seines Schwagers, des Oberpastors Dr. Karl Ludwig Grave in Riga, Aufnahme fand.

Leider wurde Lenz dem befruchtenden Einfluß Schröders's bald entzogen, da der Tod mit rauher Hand dazwischen trat und dem strebsamen Jünger den erfahrungsreichen Meister im Jahre 1816 entriß. Obgleich Lenz nach Schröder's Urtheil bereits ein Meister war, der in gewissen Rollen, die Repräsentation erforderten, „unnachahmlich“ war, so hielt sich Lenz doch lange noch nicht für einen Meister, wie Schröder. Indessen stimmen die bewährtesten Dramaturgen seiner Zeit, wie Töpfer, Mumsen, Zimmermann und Tieck, diesem Urtheile Schröder's bei, denn Lenz gab diese Rollen „mit einer Würde, Feinheit und einem Adel“, — wie uns H. Meyer a. a. O. überliefert — „daß man vergaß, sich vor der Bühne zu befinden. Man erinnere sich nur des Ministers von Falkenau in Robert's „Macht der Verhältnisse“, des Präsidenten in Schiller's „Kabale und Liebe“, des Generals Morin in Töpfer's „Pariser Taugenichts“, welche alle mit einer Charakterwahrheit gezeichnet wurden, die sie zu wahren Meistervorstellungen erhob.“

Nach Schröder's Abgange vom Hamburger Stadttheater (1815) war unserem Lenz die Direction angetragen worden, die er aber aus finanziellen Gründen nicht übernahm; die Direction ging also auf seinen Freund Friedrich Ludwig Schmidt über, dem er versprach, ihm treulich als Regisseur zur Seite zu stehen, und er hielt Wort. Denn nicht nur während der Directon Schmidt's, der von 1815—26 mit Herzfeld, dann bis 1837 mit Lebrun und endlich bis 1841 mit Mühling die Leitung der Hamburger Bühne führte, blieb Lenz, der gefeierte Liebling der Hamburger, der Bühne treu, sondern bis ihn ein unheilbares Augenübel ergriff und er von der Bühne überhaupt Abschied nehmen mußte.

Lenz, der Hamburger geworden war, packte zuweilen das Heimweh, woran die Schweizer und die Balten besonders leiden, und er machte sich dann auf kurze Zeit los und kam nach Riga, wo er stets mit Enthusiasmus empfangen wurde. Vergebens suchte man ihn für die Rigaer Bühne zu gewinnen, so 1819, dann 1821 und 1822. Ein Mann, ein Wort, blieb er seinem Freunde Schmidt treu.

Als Lenz im Jahre 1822 von Riga nach Hamburg zurückkehrte, sollte ihm ein neuer Glückstern aufgehen, denn bald darauf — des Wittwerlebens überdrüssig — heirathete er in Hamburg im Juli 1823 die verwittwete Frau Dr. Luise Unzer, Tochter des berühmten Schauspielers Fleck und Erbin seines Talentes, das noch unter Jffland's und Schröder's Leitung zur weiteren Ausbildung gelangte. Bereits in ihrer frühen Jugend war sie in tragischen Rollen eine Zierde des Hamburger Theaters gewesen. Diese Heirath bildet im Leben unseres Lenz insofern einen wichtigen Abschnitt, als er nach 22jähriger triumphreichen Wirksamkeit als Schauspieler seinen angenommenen Namen „Kühne“ aufgab, um mit seinem wirklichen Namen von Neuem Ruhm und Ehre einzuholen.

Allein etwas, woran der Ruhm klebt, abzustreifen, ist nicht so leicht, wie man denkt. Vergebens bemühte sich Lenz, seinen Namen „Kühne“ vergessen zu machen. Er war bereits als solcher in die Theatergeschichte übergegangen. Es konnte daher höchstens nur noch der Doppelname „Lenz-Kühne“ aufkommen, den er auch noch jetzt in der Theater- und Literaturgeschichte führt.

Unter seinem Namen Johann Reinhold Lenz aber erschienen 1825 in Mainz bei Kupferberg zwei Schauspiele: „Die Flucht nach Kenilworth“ und „Das Gericht des Templers“, nach den beiden Walter Scott'schen Romanen: „Kenilworth“ und „Ivanhoe“ bearbeitet, denn alle seine Mußestunden verwandte Lenz nach dem Tode seiner zweiten Frau († den 6. November 1824, also nach sehr kurzer Ehe) zu literarischen Arbeiten. In dieser Zeit entstanden ferner seine Lustspiele: „Hochmuth kommt vor dem Fall“; „Margarethe von Valois und die Mißvergnügten“;

„Karl der Zweite oder der lustige Monarch“; „Die vornehme Welt in der Bedientenstube“ und „Die Nacht der Irrungen“. Alle diese Lustspiele erschienen bei seinem Verleger Kupferberg in Mainz 1835. Heinrich Kurz sagt in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“, Bd. IV, S. 522: „Sie sind sämmtlich nach fremden Vorbildern, aber meist recht glücklich bearbeitet, am besten wohl ist „Die Nacht der Irrungen“, Lustspiel in 5 Aufzügen, dem Englischen des Samuel Lukens entlehnt.“

Besonderen Werth erlangten diese Lustspiele, sobald Lenz selbst als Darsteller mitwirkte; da zeigte sich wirklich, wie Schröder Recht hatte, wenn er sagte: ein geborener Schauspieler muß auch dramatischer Dichter sein, soll er Großartiges leisten. Bemerkenswerth ist, daß sich Lenz auch auf einem Seitenweg ertappen läßt. Aus dieser Zeit stammt nämlich eine Novelle von ihm: „Das Haus am Seestrand“ (Hamburg 1834), die er dem Englischen nacherzählte, und die, wenn ich nicht irre, im Taschenbuch „Wintergrün“ von G. Loß zuerst erschien. Auch die kleine Schrift: „Schiller's Leben, der deutschen Jugend erzählt“, welche in Berlin bei Mohn & Co. 1859 die zweite Auflage erlebte, stammt von ihm.

Obgleich im Alter vorgerückt, stand Lenz noch immer in der Fülle seiner geistigen und körperlichen Kraft. Er gehörte, wie Töpfer noch 1839 in seiner schätzbaren „Thalia“ (Nr. 19) sehr treffend sich ausdrückte, „zu denjenigen, die, wenn sie ihr Geburtsjahr verleugnen, über ein halbes Decennium jünger gehalten werden.“

Die Hauptsache bei einem Schauspieler ist aber, „je nachdem sich im Verlaufe der Jahre Inneres und Aeußeres bei ihm verändert“, zur rechten Zeit aus einem Rollenfache in das andere überzugehen.

Im blühenden Alter (1801—16) spielte Lenz jugendliche Helden und Liebhaber, z. B. den Karl Moor in Schiller's „Räubern“, den Marquis Posa im „Don Carlos“, den Egmont, Hamlet und Wilhelm Tell; in reiferen Jahren (bis 1827) mannhafte Helden, wie Wallenstein, Otto von Wittelsbach, Götz von Berlichingen, den König Philipp im „Don Carlos“; noch später (bis 1844) Väter und Charakterrollen, Franz Moor, Allden in

Iffland's „Verbrechen aus Ehrfucht“, Kaiser Heinrich IV., ferner Don Gutiere, den Kurfürsten Friedrich Wilhelm in Kleist's „Prinz Friedrich von Homburg“, Rubens in „Van Dyck's Landleben“, Michel Angelo in Dehleschläger's „Correggio“ u. f. w.

„Der beste Beweis seiner Vielseitigkeit aber war“ — meint H. Meyer a. a. O. und darin gleicht er Garrick — „daß er in komischen Rollen ebenso vortrefflich und vielleicht noch vollendeter dastand als in den oben genannten. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen seines Falstaff, seines Reichsfreiherrn von Belz, seines Capitän Copp in den „Jugendstreichen Heinrich's V.“, und vor Allem seines unnachahmlichen Kummelpuff im „falschen Catalani.“

Nach dieser Uebersicht seiner schauspielerischen und literarischen Thätigkeit können wir den Faden seiner Biographie wieder aufnehmen. Und zwar stehen wir hier vor einem dritten Lebensabschnitte:

Lenz-Kühne, der zwei Mal verheirathet gewesen war, aber bald wieder Wittwer wurde, war an ein Familienleben gewöhnt und schritt daher im Alter von 49 Jahren zur dritten Ehe, indem er Fräul. Caroline Schäfer, die Tochter des wackeren Opernregisseurs Schäfer, am 15. November 1827 in Hamburg heimführte. Mit ihr reiste er 1829 nach Riga und St. Petersburg, wo er mit ungetheiltem Beifall gastirte. Im Jahre 1833 finden wir das Ehepaar auf einer Kunstreise in Braunschweig und Dresden, wo Lenz durch sein Spiel als Oberförster in Iffland's „Jäger“ den damals sehr gefürchteten Dramaturgen Ludwig Tieck elektrisirte, der ihm in Folge dessen nachstehenden Brief schrieb:

„Wäre ich gestern nicht in Gesellschaft einer Dame gewesen, die ich nach Hause begleiten mußte, so hätte mich nichts abgehalten, Ihnen noch gestern auf dem Theater meinen herzlichsten, aufrichtigsten Dank für Ihr Meisterpiel zu sagen. Empfangen Sie jetzt die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung. So war die Darstellungsart jener echten deutschen Schule (Schröder's!). Sie haben mich gerührt und erschüttert, daß ich eine schlaflose Nacht hatte, und ich in tiefer Bewegung Sie immer noch sah und hörte. Aber Sie haben auch, außer Ihrer

Kunst, diese Rolle aus vollem Herzen gegeben, Alles so wahr, rein, charakteristisch, mit Humor, und der letzte Act groß! — Ich umarme Sie dankend, Ihr wahrer, verehrender Freund Ludwig Tieck.“ — (Abgedruckt wurde dieser Brief zuerst von Fr. v. Kiehoff in seiner biographischen Lenz-Skizze in der „Rigaschen Zeitung“ am 4. März 1854, Nr. 51, wo der Brief leider unbeachtet blieb.)

Von Dresden ging Lenz nach Karlsruhe und Frankfurt a. M., wo er 1834 gastirte und Frau Marie Belli-Gontard kennen lernte. Diese im Goethe-Kreise bekannte Dame ließ es sich nicht nehmen, noch im hohen Alter die „Biographie eines berühmten Schauspielers: Joh. Reinhold von Lenz, gen. Kühne“ (Frankfurt a. M. 1879, 8^o) zu schreiben, die leider nicht, wie verschiedenes Andere aus ihrem großen literarischen Schatze, im Buchhandel, sondern als Manuscript gedruckt erschien.

Von Frankfurt aus, wo er mit seiner Gemahlin erinnerungsreiche Tage verlebte, begab sich Lenz zurück nach Hamburg, wo er, kleine Reisen ausgenommen, bis 1839 verblieb. Da erfaßte ihn jedoch das Heimweh, und Riga sah das Künstlerpaar wieder. Es war ihm, als müßte er von Zeit zu Zeit sein Heimathland sehen, um draußen wieder freier athmen zu können. Es ist das eine merkwürdige Erscheinung im Menschenleben, die nur der mitzufühlen versteht, der sie durchgemacht hat. Man sagt: „Heimweh“ ist eine Krankheit, die nur in der Heimathsluft gesundet.

Doch die Jahre kommen und gehen, aber mit den Jahren geht die Jugend und kommt das Alter, geht die Gesundheit und kommt die Krankheit. So war es auch hier.

Eine zunehmende, zuletzt 1842 in den grauen Staar übergehende Schwäche seines Sehvermögens mahnte Lenz, vom Schauplatz seiner Thätigkeit abzutreten. Zwar kämpfte er gegen diesen seinen Feind bis 1844, wo eine geschickte Operation des Dr. Schön in Hamburg ihn von seinem Uebel befreite, doch war er gezwungen, eine sog. „Staarbrille“ zu tragen, was gerade für den Bühnenkünstler besonders störend wirkt, da der Ausdruck des Auges, folglich der ganze Charakter des Gesichtes, verloren geht. Lenz sah ein, daß das Aufgeben seiner Schauspieler-Laufbahn das einzig

Richtige war, um nicht den mühsam erworbenen Ruhm, wie so Viele nach ihm, aus unmotivirbaren Gründen, am Schlusse zu verspielen. Oder wie Meyer, sein bester Biograph, a. a. O. bemerkt: „Dies war der Grund, der Lenz veranlaßte, von einem Schauplatze abzutreten, auf welchem er 43 Jahre als ein echter dramatischer Künstler stand, und wo er schwer ersetzt werden dürfte.“

In der Rolle des Zimmermeisters Klarenbach in Jffland's „Advocaten“ nahm Lenz von seiner dramatischen Laufbahn und von Hamburg im April 1844 für immer Abschied. Das Theater war bis auf den letzten Platz besetzt, ja überbesetzt, denn welcher Hamburger wollte nicht dem vielgefeierten und berühmten Schauspielers zum letzten Male in's Auge sehen? — Die Fest-Vorstellung, so vorzüglich sie war, hatte indessen mehr den Charakter einer Trauerfeier.

„Nachdem der Vorhang am Schluß des Stückes gefallen war,“ — erzählt Meyer a. a. O. — „ward der würdige Veteran von der versammelten Menge wiederholt hervorgerufen, um ihm durch Ueberreichung einer Menge von Lorbeerkränzen zum letzten Mal eine nur zu gerechte Anerkennung seiner Verdienste darzubringen. Als Stille eingetreten war, dankte Lenz tief ergriffen mit herzlichen Worten für die mannigfaltigen Beweise von Rücksicht und Liebe, die ihm in Hamburg in den vielen (30) Jahren seines Wirkens so oft zu Theil geworden, und schloß mit der Bitte, dieses Wohlwollen für die Folge auch seiner Gattin zu erhalten.“ Darauf setzte sein Schwiegervater, der Opern-Regisseur Schäfer, ihm im Namen der Collegen die von ihnen geweihte Lorbeerkrone auf's Haupt und drückte ihm einen werthvollen, mit passenden Emblemen und Inschriften geschmückten silbernen Pokal in die Hand. — Gerührt sprach der Gefeierte jetzt noch einige Worte des innigsten Dankes, und sank dann, halb ohnmächtig, in die Arme seiner ihn ganz mit Blumen und Guirlanden umhüllenden Umgebung. — Wäre Lenz jetzt, vom Schlage gerührt, gestorben, so wäre er auf dem Felde seines Ruhmes wie ein Held geblieben; so aber beginnt der vierte und letzte Lebens-Abschnitt, den noch zu durchkosten ihm vom Schicksal vorbehalten war.

Pensionirt auf Lebenszeit vom Hamburger Stadttheater als eines der verdienstvollsten Mitglieder, ließ er sich in dem besten Einvernehmen und in der edelsten Absicht — so seltsam das auch klingen mag — 1844 in aller Form von seiner Frau scheiden! Scheiden aus Liebe?! Ich weiß nicht, ob so etwas dagewesen ist, und dennoch ist es eine Thatsache! „Nur laßt auf heimathlichem Boden meine letzten Tage mich verbringen“, erklärte er. „Dort seid Ihr fremde Gewächse, wie ich hier, trotz alledem und alledem, je blinder ich werde! Und wie soll ein Blinder Kinder erziehen? Laßt den lebendig Todten und vermählt Euch mit dem Leben, so lange Euch noch das Sonnenlicht scheint!“ Auch die Frau fand diesen Vorschlag sehr richtig und verband sich bereits 1846 mit einem Herrn Hartig aus Rostock, was sie durchaus nicht verhinderte, mit ihrem in Liebe geschiedenen Gemahl im besten Einvernehmen und Briefwechsel zu verbleiben. — Einer meiner Freunde sagte zu mir: „Diese Thatsache macht alle Romane zu Schanden, die uns so was Unwahrscheinliches nicht bieten dürften.“ — Das Leben ist aber viel romanhafter, als der spannendste Roman der Dichtung, d. h. unwahrscheinlich bleibt.

In Riga lebte Lenz seit 1845 im Kreise seiner Geschwister, namentlich in der Gesellschaft seines Bruders, des Hofgerichts-Advocaten August Wilhelm von Lenz, und seiner Schwester Marie Henriette, verheirathet an den Oberpastor Dr. Karl Ludwig Grave. So weit sein schwaches Sehvermögen es erlaubte, hielt er von Zeit zu Zeit Vorlesungen, die indessen meist Rhapsodien aus dem Gedächtnisse waren, doch nicht zu seinen pecuniären Gunsten, sondern zum Besten wohlthätiger Zwecke. So z. B. verdankt die Unterstützungskasse des Rigaer Frauen-Vereins ihm so manche hübsche Einnahme. An Thätigkeit gewöhnt, kam ihm das Dolce far niente komisch vor. So lange es nur einigermaßen ging, wollte er sich nützlich machen, und so folgte er der Einladung seines Schwagers und nachmaligen Biographen, Professor Dr. G. G. v. Bröcker, in Dorpat zu erscheinen, um auch hier rhapsodische Vorlesungen zu wohlthätigen Zwecken der Heimath zu

halten, die immer nach beiden Richtungen hin, geistig wie finanziell, glänzend ausfielen.

In Riga bildete Lenz mit Conradin Kreuzer und J. J. Schrameck ein Triumvirat, um welches sich das geistige Leben der Stadt eine Zeit lang gruppirte. Nach Kreuzer's am 14. December 1849 erfolgtem Tode trat Friedrich von Riekhoff, der Dichter und Schriftsteller, unserem Lenz näher. Letzterer sagt in seiner Lenz-Biographie a. a. O.: „Eine lebendige Theilnahme für die französische und englische Literatur, ein ununterbrochener Verkehr mit der deutschen, in der er überall heimisch, in keinem Zweige derselben stehen geblieben und einst ihr oft beliebter Mitarbeiter war, ein lebendiger Sinn für die höchsten Lebens-, sowie Zeitinteressen, eine zuvorkommende Betheiligung, ein selbständiges Wirken und Schaffen überall da, wo es Rath und Hilfe galt, machten ihn als Menschen so liebenswürdig als achtungswerth und errangen ihm den so seltenen Nachruf: nur Liebe und Achtung, keinen Tadel oder Feind sich erworben zu haben.“

Als daher am 7. (19.) Februar 1854 von Riga aus die Trauerkunde durch die Zeitungen in die Welt erging: „Heute, Sonntag, Morgens um 2 Uhr, entschlief sanft zu einem besseren Leben der allgemein beliebte und geachtete Veteran der darstellenden dramatischen Kunst Joh. Reinhold von Lenz“, da war die Heimath um einen berühmten Sohn ärmer geworden.

„Der Tod dieses bei seinem Künstlerwerthe durch tiefes Gemüths- und Geistesleben gleich reich begabten Mannes erweckte nicht nur in den Herzen seiner Lieben, seiner zahlreichen Freunde und Verehrer tiefempfundene Trauer, sondern eine allgemeine schmerzliche Theilnahme beklagte den Verlust, der uns betroffen“, erklärt die „Rigische Ztg.“ 1854. „Diese Theilnahme sprach sich besonders bei der Bestattung des Dahingeshiedenen durch eine seinem Künstlerwerthe entsprechende Todtenfeier aus, welche am 13. (25.) Februar in der Rigischen Domkirche stattfand, wo sich außer den Leidtragenden ein zahlreiches Publicum aller Stände versammelt hatte.“ (Die Trauer-Cantaten und Gesänge, die von den Sängern und Sängerinnen der Rigauer Bühne unter Mit-

wirkung des Theater-Orchesters würdig zum Vortrag kamen, waren zu diesem Zweck von Friedrich v. Kielhoff gedichtet und von J. J. Schrameck componirt.) „Es war ein bewegender Anblick, als nun die ersten Mitglieder der Rigaer Bühne, der Director Thomé an der Spitze, den Sarg aus der Kirche hin zum Leichenwagen trugen. Auf dem Friedhof hatte sich, ungeachtet des ungünstigen Wetters, ein zahlreicher Kreis von Freunden des Verstorbenen eingefunden. Der Sarg wurde am Friedhofe mit einem Trauermarsch von Schrameck empfangen und von den darstellenden Künstlern zum Grabe getragen.“

Von allen Reden, die an seinem Grabe auf dem Jacobi-Friedhofe gehalten wurden, sei nur eine erwähnt, die der Rigaer Theater-Director Thomé unter Darbringung eines schönen Lorbeerfranzes im Namen der Künstler hielt, und in der es u. A. hieß:

„Sind es auch nur wenige Kunstgenossen, denen es vergönnt ist, die Hülle des geschiedenen Freundes in die Gruft zu senken, so ist die Zahl derer, die ihn hoch schätzen, um so größer, und im Sinne Aller lege ich diesen Kranz, den er redlich und schön verdient, auf den Sarg! Daß ich ihm gebe, was er seit lange verdient, damit ehre ich nicht ihn, sondern uns selbst! Mag auch Schnee des Grabes Hügel bedecken, so wird doch dieser Lorbeer neue Keime treiben, wird emporblühen und unseren Kunstjüngern das Ziel zeigen, das sie zu erreichen haben, wenn auch einst an ihrem Grabe gesagt werden soll: Nehmet alles hin in Allem, ihr werdet selten seines Gleichen sehen, denn alle Künste sind ja unter sich gleichwerthig, und wer Vollendetes, wie Lenz Kühne, in der darstellenden Kunst leistete, der hat gelebt für alle Zeiten! Ave anima pia, candida!“ — —

Ein einfaches weißes Marmorkreuz ziert erst seit einigen Jahren sein Grab, es trägt seinen Namen mit dem Zusatz: „seinem Vater der dankbare Sohn.“ (Es ist Herr Reinhold von Lenz-Hartig auf Groß-Ruffewitz in Mecklenburg.)



Maria Doffow.

Beiträge gegenwärtiger Mitglieder des Stadttheaters.

Maria Dossow.

Mein Vater war Gutsbesitzer und in der Stille des Landlebens wurde bei uns die Musik besonders gepflegt, umso mehr als beide Eltern hochbeanlagt dafür waren. Mein Vater hatte schon als junger Mensch die Ehre, in einem großen Concert in Coblenz a./Rh. vor dem hochseligen Kaiser Wilhelm und der Kaiserin Augusta zu singen, denen seine Stimme ganz besonders gefiel. Da beide Eltern künstlerisch so weit vorgeschritten waren, daß sie die schwersten Meisterwerke spielen und singen konnten, lernten wir Kinder schon in frühesten Jugend Beethoven, Mozart, Schubert und Schumann kennen und lieben. Uns Kinder zog mein Vater auch zur Musik heran, und übte mir bereits in meinem fünften Jahre die reizenden Taubert'schen Kinderlieder ein, die ich mit größter Reife zur Freude der ganzen Verwandt- und Bekanntschaft vorzutragen mußte. Später wurde mein Vater Mitglied des Abgeordnetenhauses in Berlin. Er verkaufte das Gut und wir siedelten ganz nach der Hauptstadt über, wo wir Kinder auch unsere Schulbildung genossen. Bei den öffentlichen Schulaufführungen mußte ich stets mit einer Solonummer paradien. Mit 15 Jahren lernte ich Ferdinand Gumbert, den beliebten Componisten und strengen Kritiker kennen. Er ließ mich eine Tonleiter singen und sagte sofort: „Sie müssen zur Bühne“. Einige Zeit darauf begann ich meine Gesangstudien bei Frau Viardot und vollendete dann meine Ausbildung bei Frau Jachmann-Wagner, bei der mir namentlich das Verständniß für Wagner erschlossen wurde. Während meines Studiums sang ich, um mir die Anwartschaft auf ein Freibillet

zu erwerben, im Königl. Opernhause dem General-Intendanten Grafen Hochberg und dem Hofkapellmeister Dr. Muck vor, die mir ein schriftliches, sehr schönes Zeugniß gaben. Nun kam die wichtige Engagementsfrage. Meine Eltern wünschten mich natürlich gleich an einem größeren Theater zu sehen. Der Kammerjänger Paul Bulß, der mit meinem Vater bekannt ist, sagte aber: „Schicken Sie Ihre Tochter in die Welt, an einem großen Theater bekommt sie als Anfängerin nichts zu singen“. In Coblenz hatte ich nun Gelegenheit, mich in das jug.-dram. Fach hineinzuarbeiten, wurde dann für die Sommeroper nach Berlin verpflichtet, wo ich trotz der hervorragenden Collegen, wie Josefina Reinl, jetzt Königl. Hofopernsängerin in Berlin, sowie der berühmten Gäste, Bötzel, der 6 Wochen, Signora Prevosti, die 3 Wochen gastierte, Nicolaus Rothmühl und Carl Somer von der Wiener Hofoper, mit denen ich öfters sang, gute Recensionen hatte. So schrieb u. a. von der „Gabriele“ der „Börsen-Courier“: In Kreuzer's Nachtlager trat Frl. Maria Doffow in der Partie der Gabriele auf. Obwohl nun die Gabriele der eigentlichen Talentsphäre der jungen Dame fernliegt, erzielte sie mit derselben einen großen und schönen Erfolg durch eine Reihe von Eigenschaften, die ihr eine bedeutende künstlerische Zukunft in Aussicht stellen. Zählen wir zu diesen Eigenschaften in erster Reihe die schöne und wohlgebildete Stimme, die ansprechende Natürlichkeit, die bestechende Erscheinung, so trug zu der Wirkung, die sie erzielte, doch auch die Sicherheit bei, mit der sie nicht nur ihre gesangliche Aufgabe löste, sondern auch ihren schauspielerischen Obliegenheiten gerecht wurde. Wir glauben hier einem ursprünglichen Talent zu begegnen, das in vortrefflicher Schule erzogen ist. —

Auch als „Anna“ in Hans Heiling hatte ich vielen Beifall. Z. B. schrieb der bekannte Musikschriftsteller „Ludwig Busler“ in der „National-Zeitung“: Frl. Doffow fand als „Anna“ Heiling's widerwillige Braut reichliche Gelegenheit, ihre schönen Naturgaben zu entfalten. Mit gleichmäßigem Wohlklang bewegt sich ihr jugendfrischer Sopran in seinem ganzen Umfang. Ruhiger Fluß des Tones und Reinheit der Intonation gehören zu seinen Vorzügen.

Die hohen Töne sprechen im freien Ansatze ebenso leicht an, wie im Verlauf der Kantilene. Die Arie im 2. Act, die dem Talent der jungen Künstlerin ein weites Feld bietet, fand lebhaften Beifall.

Unter den vielen Kritiken gab mir eine besonders zu denken. Prof. G. G. Taubert schrieb über meine „Agathe“ in der „Post“: „Fr. Doffow bot als Agathe recht Gutes, sowohl ihr Duett mit Menichen, sowie ihre beiden großen Arien hat sie mit schlackenfreiem Ton, lebendigem Ausdruck, einzelne Momente ihrer großen Soloscene im 2. Act mit überzeugender Wärme der Empfindung gesungen. Ihre Eigenart drängt entschieden auf heroisch-dramatische Rollen hin, für die sie nach ihrer Erscheinung, wie nach dem Umfang ihres Organs bestimmt ist.“ — Dieser letzte Satz von einem so bedeutenden Componisten und Musiker bestimmte mich, in das hochdramatische Fach zu gehen. Um mich in dasselbe hineinzuarbeiten, entschloß ich mich, ein Engagement an einem kleinen Theater anzunehmen. So kam ich nach Libau und von dort her nach Riga.

Möchte mich mein guter Stern auf dem Wege der Kunst, in der ich rastlos weiterstrebe, auch fernerhin treu begleiten! —



Sivia Galster-Eichberger.

Ein Besuch bei Richard Wagner.

Es ist so schwer, immer etwas Neues und doch auch gleichzeitig Interessantes zu erzählen, daher ziehe ich es vor, dieses Mal meine Erinnerungen an die fesselnde Persönlichkeit eines berühmten Mannes anzuschließen. — Und dieser ist kein Geringerer als Richard Wagner! Wer kennt nicht seinen Namen! Wer bewundert nicht seine Werke! Wer wäre nicht begierig, etwas Näheres über diesen großen Mann zu hören!

Es war zu Anfang meiner Bühnencarrière, während meines Engagements in Frankfurt am Main. Die Bekanntschaft des in Biebrich, ganz nahe bei Frankfurt wohnenden Richard Wagner machte ich dadurch, daß er öfters zu uns herüber kam, um den Tannhäuser zu dirigieren. Ich sang unter Wagner's persönlicher Leitung den Hirtenknaben im „Tannhäuser“ und diese interessante Erinnerung ist mit eine der angenehmsten aus meiner Künstlerlaufbahn.

Auch die Tannhäuserparodie stand damals bei uns auf dem Repertoire. Der Meister wohnte öfters der Vorstellung bei und ich kann bezeugen, daß er sich dabei köstlich amüsiert hat. Für die Künstlerin, welche das Fach der Salondamen an unserem Theater spielte — eine höchst interessante geistvolle Persönlichkeit — empfand Wagner lebhaftes Interesse. Seinem dringenden Wunsche nachgebend, hatte die Dame sich entschlossen, in meiner Begleitung dem berühmten Tonkünstler einen Besuch auf seiner Villa in Biebrich abzustatten. Der Besuch sollte eigentlich nur einige Stunden dauern, aber wie das so zu gehen pflegt, dehnte er sich mächtig in die Länge. Wie ich junges schüchternes Ding zu dieser mir selbst imponierenden „Elephantenrolle“ kam, das weiß ich heute noch nicht.

Ich war jedenfalls gerade in meiner Verlegenheit die Zielscheibe des Wizes für die Beiden, kam mir aber doch in der Gesellschaft dieses berühmten Mannes und dieser entzückenden, geistprühenden Dame sehr stolz vor. —

Reizend und geschmackvoll war Wagner's Wohnung eingerichtet, ein Künstlerheim im wahrsten Sinne des Wortes, von oben bis unten mit Stickereien von schöner Hand bedeckt, an manchen Stellen mehr einem Damenboudoir vergleichbar. — Nachdem wir uns etwas von der kurzen Reise erholt hatten, forderte uns der Meister auf, ihm beim Vorspielen seiner soeben vollendeten neuesten Composition zuhören zu wollen. Diese Composition war nichts Geringeres als die später weltberühmten „Meistersinger.“ — Ohne dieses Schicksal des Musikwerkes damals schon zu ahnen, gingen wir natürlich doch bereitwilligst und sehr geschmeichelt auf des Meisters Vorschlag ein, und sicherlich war es so zu sagen ein historisches Moment, den ich da mit erlebte. So saßen wir stundenlang zu des Meisters Füßen, der uns gleichzeitig das Textbuch vorlas und dann wieder die Musik erklärte. Aber Menschen bleiben immer Menschen, und auf die Dauer regte sich in mir ein mächtiges Sehnen nach leiblicher Nahrung. Dazu herrschte an dem Tage eine Gluthize, als ob wir uns nicht am Vater Rhein, sondern irgendwo in den Tropenwäldern Hinter-Indiens befänden. —

Stunden und aber Stunden vergingen, Wagner spielte immer noch. Es war schön, das empfand ich aus vollster Seele, obzwar mir schon schwächer und schwächer wurde und ich mich im Geiste einer Ohnmacht nahe fühlte. Am meisten zu bewundern war der Meister selbst, ich meine die Energie in ihm, der künstlerische Schwung, dieses fabelhaft lebhaftes Mienenspiel, welches beständig wechselte, während er die einzelnen Passagen seiner meisterhaften Meistersinger vorspielte. — Man fühlt es gewöhnlich nur von der Bühne herab, was künstlerische Begeisterung bedeutet, hier sah man den schaffenden Künstler vor seinem Instrument und bekam davon einen Begriff, wie solch ein Genius im Stande ist, die Darsteller und durch sie die ganze Nation mit sich fortzureißen. — Endlich war

auch Wagner von Hunger und Durst übermannt — aber woher nun etwas zum Essen nehmen? — Ein geordneter Haushalt war bei Wagner nicht vorhanden, also auf nach Wiesbaden! Rasch wurde eine Equipage gemietet und wir fuhren zu Dreien dem Orte der Erlösung zu, dem mein Herz seit lange schon entgegen- schlug. — In einem hochfeinen Restaurant lud uns Wagner zu einem opulenten Diner ein. — Die beiden Anderen waren noch ganz in künstlerische Begeisterung versunken und schienen wenig Hunger zu spüren. Ich meinerseits hörte nichts als Tellerklappern und sah nichts als Leckerbissen in traumhafter Fata Morgana um mich her. — Endlich erschien die Suppe und nach ihr ein unglaubliches Gericht, ein stacheliges Gewächs, dem ich nicht beizukommen wußte. — In meiner Verlegenheit, — ich war ja so jung und so schüchtern, — saß ich ratlos da und hatte keine Ahnung, daß es Artischocken waren, die uns als besondere Delikatesse serviert wurden. — Ich hoffte zuerst, daß ich es den Anderen würde absehen können, wie ich den Untieren zu Leibe gehen sollte, sie hatten aber nur Augen für einander und schienen in ihrem Kunsthimmel immer noch nicht im Stande zu sein, irdische Leckerbissen anzurühren. Endlich bemerkte Wagner meine verzweifelte Lage. Lachend sagte er: „Na, Kleine, Sie brauchen sich nicht zu genieren, ich habe in Ihrem Alter auch noch nicht gewußt, wie man Artischocken ißt.“ — Damit war der Zauber gelöst, eine lebhaftere Unterhaltung kam in Fluß, und wenn mein menschlicher Heißhunger auch den beiden Künstlerseelen noch oft als Zielscheibe des Wizes dienen mußte, so blieb mir doch eine herrliche Erinnerung, nicht nur an dieses opulente Diner, sondern vor allem an den ganzen höchst interessanten Tag zurück.



Louise Mulder.

Da ich noch gerade kein Methusalem=Alter erreicht habe, so werde ich auch nicht im Stande sein, allzuviel von mir zu erzählen, und das Wenige beschränkt sich auf meine Kunst. Musik und immer nur Musik! Aber ist denn nicht die Musik die schönste, die edelste aller Künste? Sie, der ich mich ganz zu eigen gegeben habe, sie, die meinen Beruf und mein Leben ausfüllt, — was Wunder daher, wenn ich auch hier von Musik spreche! —

Ich bin geborene Holländerin und habe in Utrecht das Licht der Stadt erblickt. Meine Familie nimmt dort eine angesehene Stellung ein, von jeher hat mein väterliches Haus der Musik eine immer bereite Heimstätte geboten. So trat auch ich schon in frühem Alter dieser schönen Kunst nah, besuchte die Musikschule meiner Vaterstadt und gab mich gern der vollen Freude über die schmeichelhaften Erklärungen meiner Lehrer hin, die besondere, weiterer Ausbildung würdige Stimmittel an mir entdeckt zu haben glaubten. Bei einer Aufführung von Schumanns „Der Rose Pilgerfahrt“ wurde mir, die ich damals 18 Jahre zählte, die Partie der Rose zuge-theilt, und es gelang mir, damit einen hübschen Erfolg zu erzielen, so daß auch Fach=Musiker große Hoffnungen in Bezug auf meine Zukunft aussprachen. Der in Holland lebende, bekannte Wagnerianer Hugo Molthenius wurde auf mich aufmerksam, bewog mich dazu, in dem von ihm begründeten und von ihm geleiteten Wagnerverein in Utrecht zu singen, wo wir die größeren Musikwerke von Wagner der Reihe nach zur Aufführung brachten und nährte in mir den Entschluß, mich ganz der Kunst zu widmen. — Sein

höchstes Ideal war es schon damals, mich zur Wagnerfängerin ausbilden zu lassen, aber in meiner Familie sowohl, als auch in Bekanntenkreisen stieß der kühne Plan auf Widerspruch. — So mußte ich mich denn zunächst mit der Concertfängerin begnügen. — Dennoch bewirkte es Molthenius, daß ich im Jahre 1889 den Baireuther Festvorstellungen beiwohnen durfte. Da ist denn der volle Enthusiasmus über mich gekommen, ich habe erkannt, daß nichts über Wagner'sche Musik geht, und daß, der, dem es gelingt, Wagners Willen in der Vollendung zu verkörpern, eines der bewundernswertesten Geschöpfe auf Erden ist. — Strebe Jeder, so gut er kann, das ist genug; unter dem Zauber der Wagner'schen Musik strebt er nach dem Höchsten. Wer könnte überhaupt Baireuth vergessen, der nur je einmal dort gewesen ist. — Diese anmutig = liebliche Gegend, welche sich weit ausbreitet und von den Hügelketten im Hintergrunde umrahmt wird. Der von Fußgängern und Equipagen wimmelnde Weg, welcher den Festplatz mit Baireuth verbindet, und das Menschengewoge um uns her, Angehörige aller Nationalitäten, Söhne aller Länder der Welt. — Etwas mehr zur Seite das elegante, belebte Restaurant, vor Allem aber der Festhügel selbst mit dem originellen und doch imposanten Kunsttempel, — das Alles sind unvergeßliche, nie zu verwischende Eindrücke! —

Da sank auch mein Concert = Enthusiasmus in das Nichts herab, da bin ich voll Begeisterung Wagnerfängerin geworden. Auf dem Festhügel stehend, rief ich nach einer wunderbaren „Tristanaufführung“ aus: „Wenn mir einmal dieses Glück zu Teil würde, dann wollte ich mich über Alles hinwegsetzen.“ —

Nun habe ich eifrige Studien gemacht, um mich Baireuths würdig zu erweisen, denn Baireuth und immer wieder Baireuth ging mir im Kopf herum, so daß ich schließlich ganz dahin übersiedelte und unter Leitung von Julius Knieße und Frau Cosima Wagner meine Studien fortsetzte.

Im Jahre 1891 wirkte ich bei den Festspielen als erster Knappe im „Parsifal“, als Hirte im „Tannhäuser“, im folgenden Jahre als Solo = Blumenmädchen im „Parsifal“ und als Eva in

den „Meisterfingern“ mit. — Wenn ich nun auch bald darauf als Nedda in dem Pagliacci, sowie später in vielen anderen Rollen stets liebenswürdige Aufnahme gefunden und hübsche Erfolge zu verzeichnen habe, so ist und bleibt es doch Wagners gewaltige Muse, deren Zauberbann ich voll und ganz auf mein künstlerisches Schaffen wirken lasse. —



Maria Pivoda.

Nach einem vierjährigen Studium, welches ich in der Opernschule meines Onkels Herrn Franz Pivoda in Prag absolvierte, trat ich im Jahre 1891 ein Engagement am Stadttheater in Posen (Direktion Richards) als erste Coloratursängerin an. In kurzer Zeit hatte ich das Glück, die Gunst des Publikums und Anerkennung der Presse zu erwerben, so daß mir ein Reengagement angeboten wurde. Nach zweijähriger Thätigkeit am Posener Stadttheater schloß ich einen Vertrag mit dem Stadttheater in Aachen ab. Kurz vor Antritt letztgenannten Engagements erhielt ich die Aufforderung, am Königlichen Landes- und Nationaltheater in Prag auf Engagement zu gastieren. Leider konnte ich dieser Aufforderung nicht Folge leisten, da ich eben im Begriff war, nach Aachen abzureisen. Nach kurzem Briefwechsel mit der Direktion des königlichen National- und Landestheaters wurde vorläufig ein Probefingen beschlossen, welches ich gelegentlich der Reise nach Aachen in Prag absolvierte, indem ich (im August 1893) vor Sachverständigen mehrere Arien mit Orchester sang. Das Resultat war ein Vertrag für mehrere Jahre, der mich vor Allem für drei Gastspiele im Mai 1894 verpflichtete.

Wohlgemuth reiste ich nach diesem so werthvollen Erfolge nach Aachen, wo ich am 1. September 1893 als Königin in den „Hugenotten“ mit durchschlagendem Erfolge debütierte. Schon in der ersten Woche dieses Engagements war eine eventuelle Kündigung ausgeschlossen und so arbeitete ich, durch die vielen Sympathiebezeugungen seitens des Publikums und der Presse ermuntert, mit Lust und Liebe die ganze Saison mit bestem Erfolge durch. Als ich von Berliner Theater-Agenten, die auf ihrer Geschäftsreise auch

Nachen besuchten, in mehreren guten Partien gehört wurde, bekant ich die vortheilhaftesten Engagements-Anerbieten, worunter mich eines an ein hervorragendes Hoftheater am meisten anzog und mir die meiste Unruhe verursachte, umsomehr, als ich auf einen bestimmten Abschluß rechnen durfte, weil man dort, wie Beweise in meinen Händen bezeugen, auf mich reflektierte. Eine Lösung mit Prag war jedoch unmöglich und so mußte alles Andere abgelehnt werden. Im Mai 1894 gastierte ich in Prag mit vielem Glück, das Engagement wurde perfekt und kurze Zeit darauf trat ich in den Verband des Königlichen Landes- und Nationaltheaters in Prag als Mitglied der Oper ein. Hier fühlte ich mich sehr wohl, doch sollte es mir nicht allzu lange wohlergehen. Plötzlich eingetretene erschütternde Familienverhältnisse wirkten auf mein Gemüth derart nachtheilig, daß ich in eine schwere Krankheit verfiel. Später, dem Rathe des Arztes folgend, bat ich, erst halb genesen, um die Entlassung aus dem Verbande des Nationaltheaters. In dem Glauben, daß die vollständige Erholung entweder garnicht oder sehr spät erfolgen würde, lehnte ich den mir von der Direktion angebotenen längeren Urlaub dankend ab und beharrte auf der Entlassung, die mir auf Grund ärztlicher Zeugnisse auch bewilligt wurde. Nun zog ich nach meiner Heimath Mähren. Im Kreise meiner Lieben, in der frischen lauen Luft der Heimath inmitten der schönen ausgedehnten Wälder des Marogebirges fand ich die ersehnte Erholung früher, als ich erwarten durfte. Mit dieser Genesung kehrte auch die Liebe zur Kunst und die Sehnsucht nach ihr zurück und gerne entschloß ich mich (spät im Sommer), das mir angebotene Engagement zu meinem ersten Direktor Richards nach Posen anzunehmen und so brachte mich das Schicksalspiel wieder dorthin, wo ich die ersten Schritte über die Bretter gewagt habe.

Diesem Engagement folgten die Gastspiele in Riga im Mai 1896.



Bertha Roemer.

Auf die Gefahr hin, gegentheilige Ansichten herauszufordern, muß ich vorausschicken, daß ich — zumindest das liebe „Ich“ anlangend — sehr — sagen wir — schüchtern bin. Es will mir daher im Verfolge des Zweckes dieser Zeilen, eben dieses „liebe Ich“ so effectvoll graziös wie nur möglich zu drapiren, es dem „geneigten Leser“ auf's dankbar Interessanteste zurechtgestutzt vorzuführen — so gar nichts Einschlägiges einfallen. — Kommt es doch zuweilen vor, daß Jemand nicht gut bei Stimme ist — nun, ich Armste bin eben 'mal „nicht gut bei Gedächtniß“! Doch halt! Gines ist unzweifelhaft — ich wurde geboren! Und zwar am 18. August im Jahre des Heils — denn andernfalls müßte ich es doch als Unheil betrachten — im I. Bezirk der gerühmten Stadt Budapest im Hause zum — goldenen Engel! Nomen non est omen muß es in diesem speciellen Falle heißen, denn herzlich wenig war von einem Engel an mir zu entdecken, in- sowohl als auswendig, denn ich war — bitte Discretion — frei nach K. Wagner schauerlich „schiach“. — Das Herz jedoch — und das soll ja die Hauptsache sein — war, und blieb auch bis heute leidlich gut; aber das Temperament! Ho! Mit 4 Jahren konnte ich lesen — ohne es gelernt zu haben, natürlich ungarisch zuerst — das Wunderkind war fertig! Mit sechs Jahren obligat zur Schule gegangen — nebenbei gesagt leidenschaftlich gerne — ward ich alsbald zu den besten Schülerinnen gezählt, bei den Jahresprüfungen mit Preisen aller Art ausgezeichnet — was ich mir heute noch nicht erklären kann, da ich, jeglichem „Dchsen“ in dem lieben Heim abhold, es wesentlich vorzog, mich — horribile dictu — mit den lieben Jungens, deren angestrebte Superiorität zu bekämpfen ich

damals schon eifrigst bemüht war — fleißig zu raufen. Eine Narbe an meinem rechten Zeigefinger, den ich eines „nicht schönen Tages“ bloß noch an einem Faden baumelnd zum Entsetzen meiner Gouvernante und lieben Eltern nach Hause brachte — vermag Obiges zu bekräftigen. Aber auch sanftere Gefühle erwachten in meinem rabiaten Kinderherzen! — Mayer hieß er — hatte, soviel mir erinnerlich, einen schönen pechkohlrabenschwarzen Vollbart — und war Lehrer der Physik an unserem Pensionat. Machten wir im Sommer die damals eingeführt gewesenen „Majalis“-Ausflüge, so führte „Er“ mich meist an der Hand, für mich Grund genug, zu glauben, er „gegenliebe“ mich, und von der ganzen Klasse beneidet zu werden. Sonn- und Festtags bestand das Hauptvergnügen darin — heute hat sich das erheblich geändert — Theater zu spielen, und es waren Sophie König, zur Zeit langjähriges Mitglied des Schauspielhauses in Frankfurt a./M. — und meine Wenigkeit meist die Regisseure, die aber auch natürlich die ersten Rollen spielten. So was soll auch bei wirklichen Theatern hie und da vorkommen!

Die Jahre mit ihrer Kinderlust und Leid vergingen und es brachte der Zufall — und wo spielte der nicht die wichtigsten Rollen — einen derzeit wohlbestallten Theater-Director — damals aufstrebenden jungen Characterpieler A. Palme — ebenfalls ein Budapester Kind — zum Besuche seiner Eltern nach Hause, die ihn bei uns einführten. Kommen — sehen — sich Schillers Kindesmörderin von mir vorsetzen lassen — vielversprechendes Talent in mir entdecken — war Eins — und die thatsächliche Folge dieses Besuches war — daß ich ein Jahr darauf, mein guter Vater war indessen gestorben, in Wien, bei Verwandten fürsorglich untergebracht, die eben damals unter der bewährten Leitung des Professors Josef von Weilen und Mosenthals in's Leben gerufene Schauspielschule des Wiener Conservatoriums besuchen und — wer an meiner Stelle hätte dies nicht gethan — mich den rosigsten Zukunftsplänen hingeben durfte. Mit der leider so früh ihrer Kunst entrissenen genialen Josefine Wessely, gestorben als hervorragendes jugendliches Mitglied des Wiener Burgtheaters,

und Paula Tullinger, langjähriges Mitglied des Dresdener Hoftheaters, oblag ich mit dem heiligen Eifer, den nur echteste Kunstbegeisterung verleiht, meinen vorbereitenden Studien, die ich schon nach einem Jahre mit praktischer Wirksamkeit an dem damals noch bestandenen unter der Leitung Albin Swoboda's vorzüglich prosperirenden Theater zu Budapest vertauschte, welches seither leider dem Magharisirungszeifer der Herren Ungarn weichen mußte. Dort war es auch, wo ich mit meinem als Schriftsteller bekannten und angesehenen Manne den Herzensbund schloß, dem, sobald es die Verhältnisse gestatteten, in Wien der Bund für's Leben folgte, wodurch ich ebenfalls Wienerin geworden.

Gewirkt habe ich, außer in Budapest, noch an den Theatern zu Temesvár, Kipingen-Würzburg, Danzig, Breslau, Marienbad, Chemnitz, Regensburg, Hoftheater zu Sigmaringen, Baden, Aachen, Brünn, Düsseldorf, Bremen, Riga, Leipzig, liebenswürdigst anerkannt und gefördert von Publikum und Presse, ohne etwas besonders Erwähnenswerthes erlebt zu haben, es sei denn die Freude, mein bischen Können, mein ehrliches Wollen wieder dem hiesigen Kunstinstitute widmen zu dürfen, — und will's Gott -- noch recht lange.



Pauline Schweighofer.

Grüß Gott! liebes Publikum! Was wollt Ihr eigentlich von mir? Ich soll Euch meine Lebensgeschichte erzählen? Aber ich habe so wenig erlebt, und dann, verstehe ich auch sonderlich zu erzählen? Ja, so im Plauderton, was wir Oesterreicher „Plauschen“ nennen, da steht mir der Mund nicht still, aber schriftlich, so mit der Feder, das ist halt etwas anderes. — Na, versuchen kann man es ja — also: Geboren bin ich in Wien. Ueber dies himmlische Nest ist schon genug geschrieben, und man könnte doch nur immer wieder dasselbe sagen, es geht halt nichts darüber. Diese Stadt ist gewiß eine Theaterstadt, wie keine andere. Die ganze Bevölkerung ist vom Theatergeist durchdrungen, oder vom Theater-Teufel gepackt, wie man sich nun lieber ausdrücken will. — Und dieser Teufel hat denn auch mich gepackt. Es war eben das echte weanerische Blut, das sich in mir regte. Mit 16 Jahren ging ich zur Bühne.

Mein erstes Engagement war Graz: „Feuer in der Mädchenschule“ — „Sie hat ihr Herz entdeckt“, das waren die Rollen, in denen ich debütierte. Das größte Ereigniß meines kurzen Grazer Engagements war das Gastspiel der berühmten Wolter und zwar, man höre und staune, — bei Gelegenheit meines Benefizes. Ich erinnere mich während meiner ganzen Theaterlaufbahn schwerlich jemals einen solchen Enthusiasmus erlebt zu haben. Die Wolter spielte die „Sappho“ von Grillparzer vor geräumtem Orchester und packte von Scene zu Scene immer mehr die Herzen der Zuhörer. Der Beifallssturm wollte kein Ende nehmen, die Damen wehten mit Tüchern aus den Logen, — nach der Vorstellung wurden der berühmten Künstlerin von den Studenten die Pferde

ausgespannt. Sie meinte treuherzig, ihr wäre es so, als feiere sie ihr eigenes Jubiläum, en miniature. — Da ich nun gerade von einer „Größe“ spreche, könnte ich noch einer anderen Berühmtheit Erwähnung thun, der ich in Graz nahegetreten bin, das war kein Geringerer, als der Stern des „Theates an der Wien“, der damals schon bekannte Operntenenor Girardi. —

„Lifette, ach wie nett,
Erst 17 Jahre alt“.

So lautete der Refrain eines sehr beliebten Coupletliedes. — Dieses Lied trug Girardi mit gewohnter Meisterschaft vor und sah dabei immer zu mir in die Schauspielerinnen-Loge hinauf. — Natürlich wunderte sich alle Welt: „Wo schaut der immer hin“? Dann sah Jeder in dieselbe Richtung, und so war es allerdings das beste Mittel, die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich junges Ding zu lenken. — Etwas unverschämt fand ich freilich zuerst diese Methode, als Girardi sich mir aber auf der Bühne mit den Worten vorstellte: „Ich bin der Girardi, der schon lange mit Ihnen cofettiert, und dafür bereits von den Landständen (Comité) einen Verweis bekommen hat“, sagte er das so ehrlich und so komisch zugleich, daß ich ihm nur gut sein konnte. — Später ist er mir und meiner verstorbenen Mutter recht nahe getreten und uns ein guter Freund geworden. — Von Graz kam ich zu den Meiningern, mit denen ich eine interessante Gastspieltournée in London mitmachte.

Die Erinnerung an die Meininger ist eine der angenehmsten Erinnerungen meines Lebens. Lange geblieben bin ich auch dort nicht, weshalb das vom Herzog bestimmte Armband mir als einer „Undankbaren“ vorenthalten blieb. —

Ich zog eben ein Engagement an die „Burg“ vor. War es mir als Wienerin zu verdienen?

Aber zurück zu den Meiningern. — Es war eine lustige Zeit, eine wahre Reihe von Triumphen, die wir in London erlebten. Barnay und die Haverland waren unsere Sterne. Mit den Beiden machte ich einmal eine Bootpartie auf der Themse, bei welcher Gelegenheit wir buchstäblich Schiffbruch litten. Wir

führen auf eine Sandbank auf, von der wir nicht wieder loskommen konnten. Kurz entschlossen trug uns Barnay als kühner Ritter ans Land. Das Wasser muß wohl an der Stelle keine lebensgefährliche Tiefe besessen haben. -- Meine Hauptrolle während des Londoner Aufenthalts war die Preziosa. -- „Das kleine Mädel an dem großen Theater (Drury Lane Theater) in der großen Stadt“, so hatten einige Herren vom deutschen Verein sich kopfschüttelnd geäußert. Es war daher sehr begreiflich, daß meine liebe Mutter, die sonst so stolz auf mich war und so große Hoffnungen auf meine künstlerische Laufbahn setzte, sich lange nicht ins Theater hineinwagte, sondern immer vor demselben auf und ab patrouillierte, bis endlich der Kassierer ihr sagte, warum sie denn nicht hineinginge, es würde ja ganz colossal applaudiert. — Das kleine Mädel hatte also ihre Sache nicht ganz schlecht gemacht. Das Publikum schien entzückt, Sträuße flogen aus den Logen, wie es bei den Damen der englischen Geburts- und Geldaristokratie Sitte ist, daß sie nämlich die Blumen, welche ihre Brust schmücken, abreißen und auf die Bühne werfen.

Im höchsten Grade interessant waren bei den Meinungen die zur Vorbereitung für die Kunstreisen in Meiningen selbst abgehaltenen Proben, wo der Herzog Regie führte. Er erfüllte die Pflichten seines selbst gewählten Berufes mit großem Verständnis. Als der bekannte Oberregisseur Chronock mich dem Herzog zum ersten Mal vorstellte, meinte dieser: „Ach, so jung, so jung, was soll man aus ihr machen?“ — Wer sich indessen meiner ganz besonders annahm, war die zweite Gemahlin des Herzogs, die Baronin Heldburg, früher eine unter dem Namen Ellen Franz sehr bekannte Schauspielerin. — Sie hat mir geradezu dramatischen Unterricht gegeben, und ich muß sagen, daß ich ihr viel verdanke. Jeden Morgen erschien bei mir ein Hoflakai, um mich in's Schloß zu bitten, wo die Freifrau, wie sie genannt wurde, mir von 9 bis 1 Uhr, mit Unterbrechungen natürlich, Unterricht erteilte. — Um 4 Uhr begannen die Proben auf der Bühne, hier war es, wo der Herzog selbst Regie führte, und sich so sehr um die kleinsten Details bekümmerte, daß er mir zum Beispiel mit Kreide die

Stelle vorzeichnete, auf der ich als Preziosa tanzen sollte. — Diese Proben dauerten oft bis Mitternacht. Um 8 Uhr trat eine längere Pause ein, während welcher ich mit Apfelsinen und Gebäck aller Art überfüttert wurde, wie es hieß, um mir den Mund zu stopfen, damit ich nicht endlos schwätzen sollte. — Der Herzog mochte mich sehr gern und trieb immer allerhand Scherze mit mir. Als Wildenbruch einmal zum Besuch bei ihm war, stellte er mich ihm als kleine Tenoristin vor, ich mußte Girardi copieren und allerlei Operettenlieder vorsingen. — Wenn der Herzog Regie führte, pflegte er meist in militairischem Kommandoton zu sprechen: „Was machen Sie da schon wieder? Arme nicht so hoch halten! Atem holen! Atem holen! Das ist die Hauptsache!“ — Nach streng historischen Zeichnungen wurden unsere Kostüme angefertigt. Als Perdita blieb ich einmal mit meinem langen Haar an der Stickerei des Mantels hängen. „Ganz gut“, meinte der Herzog, „da wird sie den Kopf künftig hoch halten.“ — Für das innige Verhältnis, in welchem ich zur „Freifrau“ stand, spricht am meisten der Brief, den sie mir nach London schickte. Sie drückte darin zunächst ihre Freude über meinen „jungen Ruhm“ (als „Preziosa“) aus, und übermittelte mir die besten Glückwünsche des Herzoges, dann ermahnte sie mich, bei den vielen Wiederholungen des Stückes nur ja nicht äußerlich zu werden, sondern bei jedem Wort, daß ich zu sagen hätte, zu denken, damit die Rolle nicht nach und nach eine hohle Leistung werde, denn „fühlen und denken“, fuhr sie fort, „das ist immer die Hauptsache.“ —

Von den Meinungen kam ich, wie gesagt, an die „Burg“ nach Wien. — Wozu indessen die Ereignisse meines späteren Lebens aufzählen? Man denkt sich gerade so gern in die ersten Anfänge zurück. Wie lange Zeit, glaubt Ihr wohl, liebes Publikum, daß alles, was ich Euch bis jetzt erzählt habe, in Anspruch genommen hat? Ihr werdet mich auslachen, aber ich sage es Euch, nicht länger als ein Jahr. — In einem einzigen Jahre bin ich in Graz, Meiningen und Wien engagiert gewesen, und habe überall, das kann ich mit gutem Gewissen sagen, sehr gefallen. So bin ich nun einmal; den Zugvogel oder die Zigeunerin hat man mich

schon damals genannt. — Uebrigens habe ich noch ein Specialität, nämlich die, daß mir bei jeder Gelegenheit die Thränen in die Augen treten. Der große Schauspieler Irwing sagte mir schon in London: „Das Leben ist zu kurz, um zu weinen“. — Ich habe mir diese Lehre indessen nicht zu Herzen genommen, und doch haben mich die Menschen immer gern gehabt, und ich sie auch. — In Bremen war es, wo ich auf den Rat des dortigen Directors Herrn Senger und des Regisseuren Herrn Kreuzkamp zum ersten Mal die Brunhilde in den Hebbelschen Nibelungen spielte und damit den Uebergang aus meinem bisherigen Fach der Sentimentalen in dasjenige der Heroinnen bewerkstelligte. Die Veranlassung war folgende: Die Darstellerin der Brunhilde war plötzlich erkrankt, und in der Not hatte man mir die Rolle anvertraut. Die Kollegen beobachteten mich spöttisch, und auf den Proben ging es zuerst nicht ohne Gelächter ab. Ich kriegte „an Zorn“, um mich gut österreichisch auszudrücken und dachte mir: „Du wirst Ihnen schon zeigen.“ — Die Stimmung der Kollegen wurde ernster und immer ernster. Endlich rief ein Kollege aus: „Sieh mal Giner die kleine Schweighofer?“ Die Urtheile wurden anders und ließen mich vertrauensvoll der Schlacht entgegengehen, welche gewissermaßen über mein künftiges künstlerisches Wirken und Streben entscheiden sollte. — Auch im Publikum herrschte zuerst dieselbe zweifelhafte Stimmung: „Unsere Louise, unser Gretchen kann doch nicht Heldin sein?“ —

Gotlob ist auch die Meinung des Publikums ins Gegenteil umgeschlagen. Ich habe jedenfalls alle Ursache, den beiden oben genannten Herrn dankbar zu sein. Jetzt habe ich mich mit noch größerem Eifer, als je zuvor, meinem neuen Fach gewidmet, habe nur Sinn für meine Kunst, und in diesem ernstern Streben bin ich in meinem gegenwärtigen rigaschen Engagement sowohl von Seiten der Leitung des Theaters, als auch von Seiten eines lebenswürdigen beifallsfrohen Publikums auf das bereitwilligste unterstützt worden. — „Dem Mimen slicht die Nachwelt keine Kränze.“ Ein hartes Wort, aber die lebende Generation behält ihn in freundlicher Erinnerung. Ich bitt' schön: macht auch Ihr

es so. — Und wenn die Zigeunerin Guch rasch verläßt, so ersuche ich Guch nach Vorstehendem zu betrachten, wie ich es überall anderswo gemacht habe. Daneben hat es nun auch noch einen ernstn Grund. Die Rigenfer haben mir in meinem neuen Fach gezeigt, daß ich darin etwas wert bin, sie haben mir die Pflicht an's Herz gelegt, nun weiter und immer weiter zu streben. Ich meinerseits werde Riga nicht vergessen, Thränen verspreche ich beim Abschied zu weinen, na, ich danke! Aber 's giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien!



Carl Eckelmann.

Mein erstes Gastspiel.

Es war vor Jahren, ich war am Stadttheater zu G für kleine Rollen mit sehr geringer Gage engagirt. Der Schnee fiel in Unmassen auf die alte Hansestadt, — ich saß in meiner Sophaecke und sah dem Spiel der Flocken zu, als der Briefbote eintrat und mir eine Karte überreichte — ich las:

„Sehr geehrter Herr!

Ersuche Sie höflichst, morgen früh 10 Uhr im Theater-Restaurant anwesend zu sein.

Hochachtungsvoll Theaterdirector G“

-- Theaterdirector G? — der Name war mir bisher unbekannt — ich überlegte — was mochte das für eine Bewandniß haben? — — Ich war erst sehr kurze Zeit bei der Bühne thätig, und wie es wohl jedem Anfänger ergangen wäre, geschah es auch mir — „der Mann hat von Dir gehört und will Dich engagiren“ — eine glänzende Zukunft, Hoftheatercontracte mit Riesengagen, lebenslängliche Anstellung zc. zc. wirbelten mir nur so im Kopfe herum. — Eine Aufregung bemächtigte sich meiner, die mir die Nachtruhe raubte. Träumend sah ich mich bald im Frack mit unzähligen Orden geschmückt, bald in der Loge Sr. Majestät des Kaisers und Königs, der mir schmeichelhafte Worte über meine Darstellung zu Theil werden ließ u. s. w.

Es war 8 Uhr Morgens, als ich, vollständig in Schwarz gekleidet, noch einmal vor dem Spiegel mein Aussehen musterte — 8 Uhr — also noch volle zwei Stunden; ach! — wie schlichen die Minuten hin — — Mit dem Glockenschlage 10 trat ich in's Restaurant — mein suchender Blick bemerkte außer dem Buffetier

nur noch in der hintersten Ecke des Raumes eine in langen Mantel und dicken Shawl gehüllte Gestalt. — „Aha!“ sagte ich mir, „das ist dein Mann!“

Auf meine mit großem Pathos an den Buffetier gerichtete Frage: „Hat sich vielleicht ein Herr Theaterdirector G. . . . nach mir erkundigt?“ erhob sich oben genannte Gestalt und trat auf mich zu.

Ich hörte eine im tiefsten Baß erklingende Stimme sagen: „Herr G., nicht wahr?“

„Derjelbe“, war meine Antwort.

„Sie haben sich auf meine Bitte — ich bin der Theaterdirector G. . . . — hierher bemüht, nehmen Sie, bitte, Platz und schenken Sie mir einige Augenblicke Ihres Daseins.“

Mir wurde schwül — ich sollte also mit einem Theaterdirector an demselben Tisch sitzen — dieser Gedanke hatte für mich, der ich damals meinen Director, sowie meine Collegen vom ersten Fach für mindestens Halbgötter hielt, etwas Berauschesendes und über und über erlöthend setzte ich mich. — Meine Träume von gestern waren allerdings schon um etwas gesunken — unter einem Hoftheaterintendanten hatte sich meine Phantasie denn doch etwas Anderes vorgestellt, als die vor mir in Mantel und Shawl gehüllte Gestalt — nun, ich erwartete klopfenden Herzens die Dinge, die da kommen sollten, und die auch nicht lange auf sich warten ließen.

Bei einer Flasche, die ich nicht bestellt, also auch nicht zu bezahlen brauchte, begann mein vis-à-vis die Unterredung.

„Vor Allem gestatten Sie mir eine Frage, Herr G., sind Sie morgen Abend frei?“

Ich schaute verwundert auf.

„Das heißt, ich meine, steht der morgige Abend zu Ihrer Verfügung?“

„Allerdings, Herr Director — aber ich begreife nicht — — —“

„Es wird Ihnen gleich Alles klar werden, mein Lieber — es kommt nämlich darauf an, ob Sie Lust haben, morgen Abend bei mir zu gastiren?“

Also doch! — Mein Herz klopfte zum Zerspringen — ich

sollte gastiren — ich sah mich im Geiste auf einer großen, unübersehbarcn Bühne, in einem festlich geschmückten Hause, Riesenlorbeerfränze, wagenradähnliche Bouquets durchschwirrten die Luft — ich war kaum fähig, zu sprechen. Mein Stillschweigen veranlaßte den vermeintlichen Hoftheaterdirector, wieder das Wort zu ergreifen.

„Ich gastire nämlich mit meiner Gesellschaft etwa 20 Minuten von hier — und da mir mein erster Liebhaber durchgegangen, so bin ich in der entsetzlichen Verlegenheit. Sie allein können mir helfen.“

Eine schwüle Pause. — Also vor mir saß das Haupt einer reisenden Theatertruppe!?! — — Wie tief sanken meine im Geist aufgebauten Hoffnungen! Statt eines Hoftheatergastspiels — ein Auftreten an einer „Schmiere!“ Aber auch ein solches hatte etwas Verlockendes für mich — schon allein der Umstand, auf dem Theaterzettel „als Gast“ figuriren zu dürfen, hätte mich veranlassen können, mein dramatisches Licht eventuell in einer Scheune leuchten zu lassen — und ich acceptirte. Mein Director schenkte mir ein zweites Glas von dem nicht von mir bestellten Wein mit der Bemerkung ein:

„Ueber die Honoraranprüche werden wir uns schon einigen.“

Honoraranprüche — ein Wort, das bei mir sehr unbehagliche Gefühle hervorrief — jetzt hieß es, das Richtige fordern; nicht zu viel, denn daran konnte allenfalls das Gastspiel noch scheitern; aber auch nicht zu wenig, denn — „man ist doch gastirender Künstler!“

„Wie viel verlangen Sie für einen Abend, sagen Sie Ihre Bedingungen und ich will sehen, ob meine Verhältnisse mir gestatten, Ihnen Ihre Forderung zu bewilligen.“

Nach einer kleinen Verlegenheitspause meinerseits kamen fünf inhaltsschwere Worte schüchtern über meine Lippen: „Sind 10 Mark zu viel?“

Nach dem Ausleuchten der mich in großer Spannung ansehenden Directorsaugen zu urtheilen, glaubte ich, das Richtige getroffen zu haben, und war daher überrascht, als er mir noch freie Reise und freie Hotelversorgung versprach.

„Haben Sie den „Bassilowitsch“ in „Stephan Langer“ schon gespielt, denn um diese Rolle handelt es sich?“

„Nein, Herr Director, ein mir völlig unbekanntes Stück“ — mein Künstlerstolz aber zwang mich, hinzuzusetzen: „Das macht nichts, ich werde es schon bewältigen können — ich habe ja noch einen ganzen Tag Zeit. Wie viel Bogen hat die Rolle?“ erlaubte ich mir zu fragen, indem ich nicht unterlassen konnte, vom letzten Wort den Anfangsbuchstaben in dem bekannten dramatischen Ton hervorstößend.

„Nur drei Bogen, Herr G., außerdem leichte Sprache, lernt sich sehr schnell.“

„Gut, bitte, geben Sie mir die Rolle oder das Buch, damit ich gleich zu studiren anfangen kann.“

„Ja — die Rolle habe ich leider nicht bei mir — ich wollte Sie nämlich bitten, schon heute Abend mit mir zu fahren, um morgen früh zur Probe an Ort und Stelle sein zu können — aus dem Theaterzettel habe ich ersehen, daß Sie auch heute frei sind.“

Aha — dachte ich bei mir, er nimmt Dich gleich mit, um sicher zu gehen. — „Gut, ich fahre mit,“ rief ich in einem Tone, der den Director veranlaßte, den Rest der Flasche in mein abermals leer gewordenes Glas zu gießen.

Ich erkundigte mich nun nach den Requisiten, die ich eventuell mitzunehmen hätte. — Der Directorenmund sprach nur von einer langhaarigen Perrücke, die ich mir denn auch schleunigst von unserem Theaterfriseur besorgte, um Abends 7 Uhr klopfenden Herzens mit meinem mich nicht aus den Augen lassenden Director die Reise antreten zu können.

Beim Besteigen eines Coupés III. Klasse wurde mir ein Retourbillet in die Hand gedrückt mit der Bemerkung: „Sie können morgen nach der Vorstellung noch den letzten Zug benutzen.“

Ich hatte, weniger der herrschenden Kälte wegen, meinen abgetragenen Pelzfragen und meine schon von Motten zerfressene Pelzmütze mitgenommen — nur, um als Gast „im Pelz“ erscheinen zu können, — „das imponirt,“ bildete ich mir in meinem immer höher wachsenden Künstlerstolze ein. — Daß mir die Eigenthümlichkeiten meiner Kopfbedeckung bisher fremd waren, sollte ich später erfahren. Während der Fahrt erzählte mir der Director, daß sein

jugendlicher Komiker einst in Hannover mit mir zusammen engagirt gewesen wäre, dieser hätte ihn auf mich aufmerksam gemacht und ihm dadurch gleichzeitig aus der Verlegenheit geholfen — er nannte mir auch den Namen, der mir aber fremd war — später erfuhr ich, daß der junge Mann seiner Zeit in Hannover im Chor mitgewirkt hatte.

Es fiel mir auf, daß mein Director mich immer mit so eigenthümlichen Augen ansah, besonders musterte er meine Pelzmütze mit sonderbaren Blicken — sollte ihm das fadenscheinige Aussehen derselben aufgefallen sein? — Da plötzlich hörte ich aus seinem Munde das bekannte Citat: „Mein ist der Helm und mir gehört er zu!“ — gleichzeitig befand sich meine Pelzmütze, die, wie es mir schien, selbst die Haare über diesen Gewaltact sträubte, in den Händen des Directors. „Famos, die können wir gebrauchen,“ brummte sein Baß, und ich sah ihn, seinen Hut mit der Mütze vertauschen.

„Wissen Sie, Herr G., Herr Z., der morgen einen polnischen Magnaten bei mir spielt, hat eine sehr mangelhafte Garderobe — das wäre was für ihn, d. h. mit Ihrer gütigen Erlaubniß.“ Nachdem ich meine Zustimmung gegeben, saß die Pelzmütze bald wieder auf meinem Haupte, die, vor Freude, morgen ebenfalls „gastiren“ zu dürfen, gleich einen Besuch zu meinen Ohren hinunter machte, diesen die Neuigkeit erzählend. — Ich ließ sie gewähren, denn die Kälte wurde immer schneidender. Ein Pfiff der Locomotive, das Arbeiten der Bremsen brachte unsern Zug zum Stehen — wir waren am Ziel. Der Director stieg zuerst aus; ich folgte. Der Schnee fiel in großen Flocken. Ich war erstaunt, nur ein einziges Gebäude zu sehen — nämlich den Bahnhof — so sehr sich auch meine Augen anstrebten, das nächtliche Dunkel zu durchdringen, — umsonst, nirgend eine menschliche Wohnung zu erblicken, nicht einmal eine Laterne. Der Director nahm meinen Arm mit den Worten: „Ich werde Sie führen, wir haben noch 20 Minuten zu gehen.“ — Ich schlug meinen Pelzkragen auf und nun marsch in die Dunkelheit hinein.

Nach einer halbstündigen Watung durch fußhohen Schnee sah ich endlich in kurzer Entfernung die ersten Lichter des Dorfes

auftauchen — noch 10 Minuten und wir standen vor dem „Hotel“ des Dorfes. „Hier werden Sie logiren,“ sagte der Director mit einer stolzen Bewegung des Kopfes, „hier ist auch gleichzeitig das Theater“ — ich blickte umher, um das Theatergebäude zu suchen. — Mein Director bemerkte meinen forschenden Blick und sagte: „Hinten im Saal!“ — Aha — das leuchtete mir ein — also im Gasthof.

Auf das Stichwort „treten wir ein,“ öffnete der Director die Gaststübenthür und wir überschritten die Schwelle, die zum Dorftempel der Mäusen führte.

Der Vorsteher dieses Instituts hatte mir schon draußen gesagt, daß ich hier Collegen finden würde. Ich hatte also wohlweislich meinen Pelzfragen nebst Mütze von Schnee gereinigt — sie mußten jetzt ihre Rollen spielen, denn der Gedanke, „du mußt imponiren,“ beherrschte noch immer meine Künstlerseele.

Ein Theil des im Zimmer angesammelten Qualmes versuchte bei Oeffnung der Thür in's Freie zu gelangen und strömte gegen uns, auf diese Weise uns einen Willkommengruß bietend. Beim trüben Schein der in der Mitte der Stube hängenden Petroleumlampe musterte ich die Ausstattung des Zimmers. — Ich bemerkte in der Ecke, in der Nähe des Ofens, an einem Tische Gestalten weiblichen und männlichen Geschlechts, in denen ich sogleich „meine Collegen“ erkannte. Ich trat an der Seite des Directors an dieselben heran und wurde mit den Worten vorgestellt: „Unser Gast Herr G. vom Stadttheater zu V.“ — Sämmtliche Anwesenden hatten sich erhoben — ich hatte kaum das Wort „Gast“ vernommen, als ich mich bemühte, noch einmal so groß zu erscheinen, als ich in Wirklichkeit war — meine Pelzmütze, deren beste Seite ich nach vorn gewandt hatte, sollte auch ihr Theil dazu beitragen — während mein Kragen stolz auf meinen Schultern thronte, als ob er sagen wollte: „Bin ich nicht dieses Künstlers werth?“

Ein dralles Bauernmädchen, die einzige Bedienung im Local, nahm jetzt auf eine majestätische Handbewegung des Directors meinen Ueberzieher nebst Kragen und Mütze und hing sie an einem Nagel in der Nähe des Ofens auf. Ich konnte mit der Wahl dieses Nagels zufrieden sein — jeder der am Tische Anwesenden

mußte unbedingt hin und wieder seinen Blick auf diese meine kostbarsten Garderobenstücke werfen — ob er wollte oder nicht. Und ich merkte an den erstaunten Blicken der Kollegen, daß mein Einzug imponirt hatte. Der Director entfernte sich, um mir die Rolle zu holen, bat mich aber vorher, mein „Souper“ zu bestellen.

Das war wieder ein verhängnißvoller Augenblick — die Frage trat an mich heran, was wirst Du in diesem „Hotel soupiren?“ Ich entschied mich für Beefsteak mit Ei — kaum hatte ich den Auftrag dazu gegeben, so bemerkte ich an den Zuckungen der Muskeln in einzelnen Gesichtern, sowie an den Bewegungen verschiedener Zungen, die in fortwährender Berührung mit Ober- und Unterlippe waren, daß ich abermals den Nagel auf den Kopf getroffen hatte — und als nun gar das Bestellte kam, fühlte ich, daß auch das Beefsteak mit Ei seine Schuldigkeit gethan hatte — es hatte imponirt!

Ich ließ eine Schachtel Cigaretten kreisen, die ich zufällig bei mir hatte, und erlaubte mir eine Runde Seidel kommen zu lassen — dies löste die Zungen, die sich von ihrer anstrengenden Thätigkeit von vorhin wieder erholt hatten. Ich erfuhr vom Vaterspieler, welcher schon verschiedene Mal nähere Bekanntschaft mit meiner Cigarettenschachtel gemacht hatte, daß die Rolle des „Wassilowitsch“ nicht drei, sondern sechs Bogen stark war — dies beunruhigte mich aber durchaus nicht — ich durfte es wenigstens nicht zeigen, deshalb sagte ich auch mit siegesbewußtem Ton: „Schadet nichts, mache ich.“ Der Director brachte mir keine Rolle, sondern das Buch — ich wußte warum — er wollte mich über den Umfang der Rolle in Ungewißheit lassen.

Es war 10 Uhr, als ich mir eine Flasche Selterswasser bestellte, mit der Bitte, mich in mein Zimmer zu führen; ich entschuldigte mich bei den Kollegen, indem ich vorgab, noch „studiren“ zu müssen.

Obengenanntes Bedienungswesen führte mich hinauf — ich wollte thatsächlich noch lernen, aber es war kein Ofen im Zimmer, also bitterkalt und so war ich gezwungen, das Bett aufzusuchen; ich tröstete mich mit dem Gedanken, du lernst morgen früh.

Vorbewohner dieses Bettes, die selbst Nächte darin zugebracht, wissen einzig und allein meine Qualen zu würdigen, die ich acht Stunden lang ertragen habe — meine Unterlage war hart wie Stein, — so daß selbst meine Füße darüber verwundet unter der Decke hervorschauten; ich bemühte mich vergeblich, dieselben an mich zu ziehen — es war unmöglich, die Decke war und blieb zu kurz. Endlich verfiel ich in einen leichten Schlummer, der aber durch die tollsten Träume nur zu oft gestört wurde. Der Traumgott ließ mich in meiner Rolle als „Wassilowitsch“ mindestens ein Duzend Mal stecken bleiben — ich versäumte ganze Scenen, schließlich wurde ich auch noch ausgelacht und ausgepiffen — eine Stimme übertönte Alles; es war der Hahn, der unten im Hof den Morgen verkündete; ich war erwacht! — Es war 6 Uhr — ich stand auf, kleidete mich an und begab mich, mehr todt als lebendig, in die Gaststube. Hier wurde mir von der Wirthin, welche mich hoch zu respectiren schien, ein Napf Kaffee und ein Stück Kuchen vorgesetzt, woran mindestens die ganze Truppe meines Directors G. . . . für Monate genug gehabt hätte. Ich bat die Wirthin, mir ein warmes Zimmer zu geben, wo ich noch etwas lernen könne. Sie ließ in der Garderobe auf der Bühne heizen, dorthin begab ich mich — um 10 Uhr sollte die Probe ihren Anfang nehmen — mir blieben also noch über drei Stunden Zeit. Ich trat in den „Saal“, in dessen Hintergrunde ich die „Bühne“ bemerkte. Enttäuschungen hatte ich schon auf dieser meiner ersten „Kunstreise“ zur Genüge kennen gelernt — ich hatte mir auch vor Eintritt in den Saal keine allzu große Vorstellung von dem Platz, der hier mit Bühne bezeichnet wurde, gemacht — doch wurde ich selbst in diesen meinen Erwartungen noch getäuscht. Ich konnte die Bühne mit drei großen Schritten gemächlich überschreiten, in der Breite sowohl, als in der Tiefe; über die Decorationen, Ausstattung u. will ich lieber einen Schleier ziehen. Ich bedauerte in diesem Augenblicke meine Collegen von ganzem Herzen, die verurtheilt waren, hier allabendlich Komödie spielen zu müssen — und wer weiß vor welchem Publikum! — Die wohlthuende Wärme in der Garderobe wirkte erfrischend auf meine Nerven und ich begann

meine Rolle zu lernen — drei Stunden „ochste“ ich ununterbrochen, so daß ich nach Ablauf dieser Zeit mir sagen konnte: Mit einem guten Souffleur wird die Sache schon gehen, und so blickte ich getrost der Probe entgegen.

Es war inzwischen 10 Uhr geworden, die Probe sollte beginnen, aber der Director, welcher selbst die Regie führte, war noch nicht anwesend. Ich erwartete auch mit großer Sehnsucht den Souffleur, um mich noch über Einzelheiten mit ihm zu verständigen — aber auch dieser ließ auf sich warten.

Endlich erschien der Director. Meine Frage nach dem Souffleur beantwortete er mit einiger Verlegenheit; „Ja — einen Souffleur haben wir nicht — den ersten Act wird Herr Z., der erst im zweiten Act zu thun hat, die anderen Acte Herr F., der nur im ersten zu thun hat, souffliren — wir müssen uns eben behelfen“.

Ich dachte an die heikle Situation, in der ich mich befand, und wollte meine beleidigte Künstlerehre durch einige kräftige Ausdrücke in das richtige Licht setzen — besann mich aber noch zu rechter Zeit und murmelte in den Bart, der bei mir nur durch die bekannte bläuliche Färbung des Teints markirt war: „Nuch gut, fangen wir also an!“

„Vorher gestatten Sie mir, daß ich Ihnen Ihr Kostüm zeige, bitte, folgen Sie mir.“ — Er führte mich in die sogenannte Requisitenkammer, wo er das Köstlichste seiner Garderobe verbarg. Dort hingen einige abgetragene Sachen, die allerdings noch von „verschwendener Pracht“ zeugten. Mit einem seligen Gesichtsausdruck erzählte mir der Director von jedem einzelnen Garderobenstück eine Geschichte — und ich ließ es an Bewunderung natürlich nicht fehlen. Nachdem ich dann meinen Anzug probirt und gefunden hatte, daß derselbe eher einem Falstaff passen müsse als mir, während der Director versicherte: „er säße brillant,“ nahm die Probe ihren Anfang. Es ging besser als ich erwartet hatte — ich hatte nämlich die Entdeckung gemacht, daß meine Kollegen ebenso wenig in ihre Rollen eingedrungen waren wie ich.

Nach dem Mittagessen hatte ich das Bedürfniß, einige Stunden der Ruhe zu pflegen — ich sprach diesen Wunsch laut aus, bedauerte

aber gleichzeitig, kein warmes Zimmer mein eigen nennen zu können. Die „Naive“ der Gesellschaft, Fräul. M., bot mir schüchtern ihr Zimmer für einige Stunden an, da sie selbst Nachmittags bei einer Freundin sei. Ich nahm diesen Vorschlag dankend an und lag nach kurzer Zeit im schönsten Schlummer auf dem Sopha der kleinen Naiven.

Der Anfang der Vorstellung war auf 7 $\frac{1}{2}$ Uhr angelegt — ich war aber bereits um 7 $\frac{1}{4}$ vollständig „costümir.“ Es war, Gott sei Dank, kein großer Spiegel vorhanden, in dem ich mich hätte betrachten können — doch ein flüchtiger Blick über meine Kleidung genügte, um meine Lachmuskeln in ziemlich starke Erregung zu bringen. — Es war 7 $\frac{1}{2}$ Uhr und der Director immer noch nicht anwesend. Aufklärung erhielt ich vom jugendlichen Helden und Liebhaber, der mir mit süß lächelnder Miene sagte: „Er sitzt bis 7 $\frac{1}{2}$ Uhr an der Kasse — aber da ist er schon!“ —

Richtig, der Director erschien mit der Kasse unterm Arm — d. h. er hatte einer Cigarrenkiste den pecuniären Erfolg des Abends anvertraut.

„Aber, Herr Director,“ erlaubte ich mir zu bemerken, „Sie kommen doch in der ersten Scene vor und es ist schon bald 8 Uhr!“

„Komme sofort,“ tönte es im Grabeston zurück.

Ich war sprachlos vor Erstaunen, aber das war erst der Anfang der Bewunderung, die ich diesem Tempel der Kunst noch zollen sollte. Zwei Minuten waren kaum vergangen, so erschien der Director ebenfalls vollständig „costümir.“ Ich dachte — aha! nun geht's los. — — Aber was war denn das? Ja — war es denn Wahrheit? Der Director baute selbst die Bühne, d. h. er wechselte die Decorationen und stellte Versatzstücke auf — ich zog mich in die hinterste Coullisse zurück, um einige Thränen aus meinen Augen zu wischen, die durch allzu häufiges Zerren meiner Mundwinkel entstanden waren. — Jetzt ertönte ein Klingelzeichen, der Vorhang ging auf — wieder durch die rührige Hand der Direction — und das Spiel begann.

Die ersten Acte verliefen sehr gut. Applaudirte das Publikum zum Schluß des Actes, so wurde trotzdem der Vorhang nicht wieder

aufgezogen, natürlich nicht — denn die Direction hatte alle Hände voll zu thun, um die Scenerie für den nächsten Act fertig zu stellen. Hin und wieder fühlte auch mal ein Mitglied mit dem Director ein „menschliches Rühren“ und legte Hand an. — Wenn ich mich recht erinnere, so hatte ich im dritten Act meine größte Scene — „Wassilowitsch“ wird zum Schluß des Actes von „Stephan Langer“ zum Fenster hinausgeworfen. Dieser Actschluß hatte einen solchen Erfolg, daß das Publikum stürmisch den Hinauswurf da capo verlangte, und in plattdeutscher Mundart den begeisterten Ruf ertönen ließ: „Noch mol — smiet'n rut — noch mol!“ — Doch der Director ließ sich in seiner Kunst als Baumeister nicht stören und so verstummten denn allmählig die Rufe. — Im letzten Acte hatte ich in einer sehr ernstern Scene einen großen Heiterkeitserfolg zu verzeichnen — warum, weiß ich heute noch nicht — doch glaube ich, daß ich für die acustischen Verhältnisse des Saales etwas zu schnell sprach — dadurch wurde ich unverständlich und nun bemühten sich verschiedene Zuschauer, mir diese unverständlichen Töne nachzumachen — was ihnen wahrscheinlich auch gelang, denn sobald ich einen Satz gesprochen hatte und das Echo von verschiedenen Zungen erklingen war — tönten wahre Lachsalven durch das Haus. Mein Director, welcher mit mir auf der Scene stand, warf wüthende Blicke hinunter in den Zuschauerraum, indem er mir zuflüsterte: „Ochsen ohne Kunstverständnis!“

Nun, Alles hat ein Ende — so auch diese Vorstellung!

Mein Honorar von 10 Mark wurde mir in 10- und 20-Pfennigstücken ausgezahlt, so daß ich schwer beladen mit Mammon den Heimweg antreten konnte.

Meine Pelzmütze hatte als „Gast“ wahrscheinlich einen größeren künstlerischen Erfolg davongetragen als ich — denn sie brachte als Siegestrophäe in ihrem Innern verschiedene Sorten von Schminken mit, die ich aber zu entfernen wußte, bevor ich sie wieder auf meinen in den letzten Stunden arg mitgenommenen Schädel drückte. — Als ich am nächsten Morgen das Theater-Restaurant betrat, wurde mir noch eine kleine Ueberraschung zu Theil. — Mein guter Director hatte nämlich die Zeche zu zahlen „vergessen.“ — Dieselbe

betrug 6 M. 80 Pf. Der größte Theil meines ersten Gastspielhonorars wanderte nun in die Kasse des aufmerksamen Wirthes, während der Rest bald in der tiefen Tasche des Theaterfriseurs, für die geliebene Perrücke, seinen Platz fand.

Dies das Ende meines ersten Gastspiels — mir blieb nichts als die Erinnerung — aber die wird ewig frisch bleiben.



Cäsar Galster.

Ich soll aus meinem Leben erzählen, soll schreiben. Wenn ich nur wüßte, was? Es ist gar nicht leicht, etwas zu erzählen, namentlich, wenn man schon einmal für ein Dekameron geschrieben hat, hübsch bei der Wahrheit bleiben und von der poetischen Lizenz keinen Gebrauch machen will. Vor mir liegt ein reines, weißes Papier. Ein ganzer, langer Bogen und so abscheulich leer! Er will nun möglichst interessant und unterhaltend von mir ausgefüllt werden. Vergebens martere ich mein Hirn. Es geht mir, wie meinem berühmteren Schriftstellergenossen Paul Lindau, dem auch „merkwürdig oft nichts einfällt“, und wenn ich mit meinem Gedächtniß bis in meine Kinderzeit zurückgriffe — — doch halt! Kinderzeit? Ein großartiger Gedanke! Ich glaube kaum, daß Jemand diesen Gedanken schon vor mir gedacht hat. — Ich werde vielleicht noch mehrere solcher kriegen. Beherzt ergreife ich jetzt die Feder. Nur Muth! Kinderzeit!! Ja, recht gut, aber was ich erzählen soll, muß doch mit dem Theater zusammenhängen? J, das thut es ja wohl auch. Das Theaterleben ist überall interessant, wo man es packt. Also denn:

Mein erstes Debüt.

Die Scene spielt in Hamburg, bei Gelegenheit einer Wohlthätigkeitsvorstellung, die von den Mitgliedern des vereinigten Stadt- und Thaliatheaters im Apollo=Saale veranstaltet wurde. Ich war ein kaum vierjähriges Knäblein und wurde der hohen Ehre gewürdigt, bei der Darstellung lebender Bilder mitwirken zu dürfen und das in mir schlummernde Talent wecken und in's rechte Licht setzen zu lassen. Meine Mutter, damals auch der Bühne angehörig, stand gleichfalls in demselben Bilde, welches den Weihnachtsabend zur

Anschauung brachte und mein Vater, ein bekannter Komiker, hatte die Leitung des Arrangements übernommen.

Ich sehe mich noch auf meinem Schaukelpferde, das gehörte nämlich zum Bilde, stolz dazusitzen in Erwartung der wunderbaren Dinge, die da kommen sollten. — Das jetzt eintretende, überraschende Ereigniß war denn auch von so drastischer Wirkung, daß es mir, trotz meines damaligen jugendlichen Alters, in lebhafter Erinnerung geblieben ist.

Ich saß also kerzengerade auf meinem Streitroß, weil man mir strengstens eingeschärft hatte, jedes Hin- und Herschaukeln zu unterlassen. Merkwürdig fest und unbefangen benahm ich mich bei diesem meinem ersten Debüt. Alles machte mir ungemein viel Spaß und beschäftigte meine kindliche Phantasie außerordentlich, doch dachte ich trotzdem krampfhaft des Verbotes, das Pferd nicht in's Schaukeln gerathen zu lassen. Da plötzlich ertönt ein Glockenzeichen und der Vorhang rauscht vor mir in die Höhe, das erschüttert mich schon merklich — ich sehe nun die schwarze bewegliche Zuschauermenge, das blendende Lichtmeer, ich höre ein unentwirrbares Summen und Surren von Stimmen, dazwischen noch das Schmettern der Musik — dieses bunte Durcheinander verfehlte nicht, den mächtigsten Eindruck auf mein so jugendliches Künstlergemüth zu machen — es wird mir heiß und kalt, dann grün und gelb, vor den Augen, ich vergesse Alles um mich herum, auch die strenge Mahnung, mich nicht zu rühren und wie durch magische Einwirkung geräth mein Pferd in's Schaukeln — mein Himmel, es war ja doch auch ein Schaukelpferd — Verstand und Pferd gehen mit mir durch — ich schaukle mit, schaukle aber noch mehr als mein Pferd und hui — fliege ich kopfüber aus dem Sattel und rolle zu einem kleinen Knäuel geballt in der Richtung gegen die Rampe und — — Roß und Reiter sah man niemals wieder! — Ich war verschwunden — spurlos verschwunden. Was nun? Schrecken und Entsetzen erfaßt die ganze Versammlung: „Der Knabe ist verschwunden“ — „Wo ist das Kind?“ — Das Publikum wird immer unruhiger, Einer nach dem Andern erhebt sich von den Sitzen, eine mächtige Bewegung ergreift die Menge, Alles

wogt, läuft durcheinander nach vorn zur Bühne. Und dort erst — welche Verwirrung! Das lebende Bild ward lebendig! Meine gute Mutter sucht und schreit nach ihrem verlorenen Kinde! Die Mutterliebe reißt lawinenartig Alles mit sich fort, was Wunder, wenn die Angst und der Schrecken den höchsten Grad erreichten! Die Verwirrung ist grenzenlos, der Junge aber ist und bleibt verschwunden, sie finden ihn nicht. — Endlich, nach längerem Suchen bemerkt man, daß sich vor der sogenannten Rampe in dem schlecht zusammengezimmernten Podium der kleinen Bühne eine breite Oeffnung befindet. Durch diese Oeffnung bin ich unglückseliger Debütant in's Bodenlose versunken, das heißt, glücklicherweise in einen der großen Requisitenkörbe, welche wegen Raummangels unter dem Podium abgestellt waren und in dem ich mich ganz wohlgemuth gebettet hatte. — Immerhin war ich unter das Podium gerathen und so den Blicken der suchenden, fühlenden Mitwelt eine Zeit lang entrückt worden. Jetzt war ich wieder da. — Die Freude meiner lieben Mutter nicht nur, sondern aller Kollegen und des gesammten Publikums kannte keine Grenzen. — Solch' ein kleiner Kerl war auf den weltbedeutenden Brettern wohl noch nicht dagewesen. — Das Erste, was ich nach meiner wunderbaren Rettung that, war natürlich, daß ich mörderlich zu heulen und zu weinen anfang. Ich schrie wie am Spieß, die Lohndiener brachten mir auf großen Tablett's Bonbons und Schaumbaisers und siehe da, wie durch Zauberschlag versiegten die Thränen und machten dem lieblichsten Lächeln Platz. Schließlich wurde ich auf den Vorschlag eines witzigen Kopfes selbst auf ein Tablett gesetzt und im Triumph durch den Saal getragen. — Scherzend meinte dabei ein Kollege meines Vaters: „Das war ein böses Omen! Der Junge darf um Gotteswillen kein Schauspieler werden, denn beim ersten Debüt einen solchen Durchfall, sogar bis unter's Podium — hat wohl noch kein Künstler erlebt!“ — Nun bin ich doch Schauspieler geworden.



Friedrich Kent

(geb. 12. Juni 1871 in Berlin, studirte dort drei Semester Philosophie und Naturwissenschaften und wandte sich dann dem Theater zu, dem er sechs Jahre angehört. Er wanderte ein Jahr in der Mark Brandenburg, das zweite in der Schweiz und nahm für das dritte und vierte Jahr ein festes Engagement in Aachen an, von wo er nach Riga im vorigen Jahre kam).

Etwas über den Durchschnitt.

Die Uhr auf dem Gensdarmenmarkte hatte soeben schwerfällig die vierte Stunde geschlagen. Sengend brannte die Nachmittagssonne auf den Asphalt. Die verhältnismäßig wenigen Passanten suchten den kärglichen Schatten der Häuser zu benutzen und nur der bedauernswerte Schutzmann schmorte langsam in der Prallsonne mitten auf dem Fahrdamm; unter dem gewichtigen Helm rann in kleinen Bächen der lebendige Beweis preußischer Gewissenhaftigkeit hervor.

Ein gutes Glas Wein liebe ich Morgens, Mittags und Abends, selbst die Nacht ist unter Umständen nicht ausgeschlossen; um mich aber Nachmittags in die Weinstube zu treiben, bedarf es wirklich eines besonderen Grundes. Die liebe Sonne meinte es so sehr gut, daß sie darüber ganz vergaß, daß ihre heißen Küsse uns undankbaren Menschenkindern bisweilen lästig werden, daß sie in uns ein Gefühl hervorruft, das den besten Menschen zu verschlechtern im Stande ist; ein heftiger Durst kann der Vater des krassesten Egoismus werden. Andererseits schafft ein gutes Glas Wein Freude, und ein wirklich freudiger Mensch ist nachsichtsvoll, freigebig, alle guten Eigenschaften werden in ihm geweckt; er lebt gern und läßt gern leben.

Derartige Betrachtungen stelle ich stets an, wenn ich schwanke, ob ich den traulichen Ort aufsuchen soll, dem ein gänzlich ver-

rohthes Gemüt die furchtbar profaische Bezeichnung „Kneipe“ beigelegt hat. Diesmal war ich keiner längeren moralischen Betrachtung unterworfen; vor mir lag einladend der kühle Keller von Luther und Wegener, der mit seiner historischen Berühmtheit vortreffliche Weine, gute Hausmannskost und last not least mäßige Preise vereint.

Es war eine ungewöhnliche Stunde, und der dunkle quadratförmige Raum, in dem nur vier rohe Holztiſche Platz haben, erschien mir leer. Ich setzte mich unter das lächerlich kleine Kellerfenster, dessen spärliches Licht es an dem einen Tiſche eben gestattet, das Gas am Tage nicht anzünden zu müssen, als der kahlköpfige Kellner den üblichen Schoppen brachte. Von diesem Menschen habe ich die feste Ueberzeugung, daß er die liebe Sonne höchstens noch aus seinen Kinderjahren in der Erinnerung hat, denn zu welcher Tagesstunde man kommen mag, er wirtschaftet stets wie ein lustiger Maulwurf in seinem Keller herum. Als er nach einigen nebensächlichen Fragen über das Wetter auf der Oberwelt und Anderes wieder ging, blieb er vor der Thür noch einmal stehen und fragte in die dunkelste Ecke hinein: „Na, wie is es? Noch einen?“ Eine brummige Stimme antwortete lakonisch: „Oui.“ Unwillkürlich wandte ich den Kopf dorthin, als es aus der Finsternis herauströnte: „Morgen! Wie geht's Dir denn?“

„Nu — a —“ erwiderte ich achselzuckend. „Und Dir?“

„Erbſchaft gemacht,“ kam es zurück.

„Gratulire.“ Ich überlegte vergebens, wer das wohl sein könne.

„Prost!“ unterbrach der unbekannte Freund meine stillen Betrachtungen.

„Prost, prost!“

„Ich danke Dir auch für Deine freundschaftliche Kritik.“

Kritik? — Furchtbar dämmerte es mir auf. Vor einiger Zeit hatte ich einem Bekannten ein offenes Wort über ein Drama geschrieben, das er mir zur Beurtheilung geschickt hatte.

Als der Kellner den Wein gebracht und auf des Unsichtbaren Verlangen Licht gemacht hatte, fand ich meinen Argwohn bestätigt. Natürlich mußte ich heranrücken. Mit stoischem Gleich-

mute steckte ich mir eine Cigarre an, die keine rechte Lust zu haben schien, lehnte mich zurück und wartete nun geduldig, ob ich von unten herauf gerädert würde, d. h. ob ich erst anhören müßte, warum mein sonst harmloses Gegenüber dieses Stück eigentlich und gerade so geschrieben habe, oder ob wir in mitleidiger Kürze sofort auf's Ziel losgingen und illusorisch aus dem bühnenunfähigen, ein bühnenfähiges Stück zurechtphantasiren würden.

Pause.

„Du thust mir leid.“

Ich blickte etwas erstaunt auf.

„Du thust mir sehr leid.“

Wieder eine Pause. Ich schaute, Nachdenken heuchelnd, vor mich hin.

„Nämlich, weil Du mein Machwerk hast lesen müssen. Du hast Recht, es ist Schund.“

„O erlaube“, fühlte ich mich veranlaßt zu bemerken, „das ist meine Meinung durchaus nicht. Deine Arbeit überschreitet bei weitem den Durchschnitt, aber —“

„Mensch! Das ist ja noch viel schlimmer,“ fuhr er plötzlich böse auf. „Siehst Du, das ist ja gerade das Entsetzliche. Etwas über den Durchschnitt! So geht es mir mit Allem; so ist es mir bereits als Knabe in der Schule ergangen, so ist es mir in allen meinen verschiedenen Berufsarten ergangen, und so wird es mir auch weiter ergehen. Kaum hatte ich etwas in die Hand genommen, so schrie Alles: „Gott, ist das ein talentvoller Mensch.“ Der lernt ja spielend.“ Mit Riesenschritten eilte ich meinen übrigen Kameraden, auch den wirklich befähigten voran, — um plötzlich stillzustehen. Ich gab mir die größte Mühe, was mir natürlich um so schwerer fiel, als mir alles Vorhergegangene nur so zugeflogen war. Was ich aber auch begann, stets dasselbe Schicksal stand mir bevor: Etwas über den Durchschnitt. Ich sage Dir, es ist tausend Mal besser als Durchschnittsmensch mit dem Strom zu schwimmen, als gerade nur etwas darüber sich abmühen und abhezen zu müssen, ohne einen Erfolg erzwingen zu können.“

Ich schaute mir meinen Mann jetzt etwas näher an. Die zwei Jahre, in denen wir uns nicht gesehen hatten, mußten ihm arg mitgespielt haben, oder er mißbrauchte die vorerwähnte Erbschaft. Das magere Gesicht zuckte hin und wieder nervös, die Augenbrauen zogen sich bei jedem Geräusch ängstlich zusammen, selbst wenn er das eigene Glas auf den Tisch setzte. Trotzdem er bereits einige leere Flaschen vor sich stehen hatte, trank er hastig und in großen Zügen.

„Ja, was denkst Du denn darüber? Was könnt' ich thun? Geld habe ich nun genug, wenigstens, um sorglos leben zu können.“

Nach einigem Ueberlegen gab ich ihm den Rat, sich einen Mitarbeiter zu suchen, der das habe, was ihm fehle, um etwas Ganzes zu erreichen, mit dem er sich gewissermaßen ergänze, wenn er sich dieses Ziel nun einmal gesteckt habe.

„Also Firmendichter!“ versetzte er bitter. „Du hast Recht, aus solchem Holz müssen solche Gesellen vielleicht geschnitzt sein.“

Er bestellte sich eine neue Flasche.

„Aber das ist unmöglich“, fuhr er fort, „das kann ich nicht; denn, siehst Du, ich will in meinem künstlerischen Schaffen einen Trost finden für — für —“

Jetzt war mir die Sache klar. Wie absichtslos fragte ich: „Und was macht das leicht entzündliche Herz?“

„Ach — ich —. Das selbe Schicksal, das mich in Allem getreu verfolgt, hat mich auch nicht verlassen bei den Frauen, oder vielmehr bei — bei der Frau.“

Er stürzte jäh sein volles Glas hinunter.

„Ich weiß nicht, wie ich Dir das erzählen soll,“ begann er von neuem. „Mein Vater — wollte nicht. Damals hätte ich einen solchen Kameraden gefunden, wie Du ihn mir vorschlugst.“

Wieder trank er sein Glas aus, und die schon schweren Worte gingen in ein Fallen über.

„Aber, ich war ein braver, wohlzogener Sohn und ließ das Mädchel einfach sitzen, und Alles war gut.“ Er lachte überlaut und bitter. „So gut, daß aus mir so'n rechtes Nichts geworden ist. Jetzt — jetzt wollte ich nachholen — zu spät.“ Er

schlug auf den Tisch, daß die Gläser sprangen. „Heißa hopp, Jungen!“

Damit goß er den eben gefüllten Römer hinunter.

Es begann mir unbehaglich zu werden. Plötzlich legte er seine Hand auf meinen Arm und schluchzte: „Ach Gott, mein Junge, Du — Du hast es immer gut mit mir gemeint. Hier — hier hast Du — noch Schund.“

Mit zitternden Händen hatte er seiner Brieftasche einen schmutzigen Zettel entnommen. Ich las bei der flackernden Gasflamme.

Ich hab' geliebt!

Harmonischer Zusammenklang

Des tiefsten Leides und der höchsten Lust!

Mit Einem Schlag verlor die stolze Brust,

Was gluterfüllt sie sehrend sich errang. — —

Die Sonne sank, und bei der Lampe Schimmer

Bin ich allein, umfröstelt von der Nacht,

Und hab' ich sinnend alter Zeit gedacht

Still vor mich hin, dann frag' ich immer,

Ob es ein seligeres Elend giebt?

Ich war geliebt!

Als ich auffah, war mein Gegenüber mit dem Kopf im Arm auf dem Tisch eingeschlafen. War er zu verdammen? Ich vermochte es nicht, obwohl ich mir sagen mußte, daß ein großer Teil seines Unglücks selbstverschuldet war. Aber sind wir nicht alle mehr oder weniger unseres Glückes Schmied? Nur weiß man gar so gescheut, wie jeder liebe Mitmensch hätte handeln sollen; selbst aber, ja, da hapert's, und Plautus schon war sich darüber einig: *Factum illud, fieri infectum non potest.*

„Was machen wir denn nun?“ fragte ich den Kellner, der, in der Thür lehnend, jedenfalls Alles gehört hatte. „Aus schlafen lassen,“ erwiderte er mit sachmännischer Bestimmtheit. „Du lieber Gott, das kommt schon vor.“ Er zählte die leeren Flaschen und lächelte feiner, als ich es ihm zugetraut hätte: „Auch etwas über den Durchschnitt!“

Aus dem Tagebuche eines Genesenden.

Heller Frühlingsjubel

Nach des Winters Qual!

In mein Krankenzimmer

Fällt ein Sonnenstrahl.

Zitternd hebt sich leise

Die geschwächte Hand

Zu den Langersehnten

Auf dem Bücherstand.

Gold'ne Worte wieder

Nun zum ersten Mal! —

In mein Krankenzimmer

Fällt ein Sonnenstrahl.

Als ich zum Liebsten meiner Lieben, zum Shakespeare, wieder greifen durfte, überkam es mich, als ob ein alter, treuer Freund mir tröstend die Hand reichte, als ob der weisheitsgesunde Kamerad, mit dem man sich nie genug aussprechen kann, balsamische Linderung auf meine Schmerzen gösse. Zwar nicht völlig hatte ich ihn entbehrt; in meinen erzwungenen Mußestunden erquickten mich meine Gedankenausflüge, und wie wir erfreut sind, einen Weg wieder zu wandern, der uns vor langer Zeit lieb geworden, so geschah es mir nun, als ich die Bücher zur Hand nahm, wenn ich an einen meiner Lieblingspunkte kam, der weite Aussicht gewährte und in seiner Schönheit tief ergreifend die eigenen Gedanken wohlthuend anregte. Dies ist das göttliche Zeichen eines wahrhaften Kunstwerkes, die große Ruhe, die vom Schöpfer zeugt. Das nervös Hastende, das sensationell Spannende wird kein befruchtendes Saatkorn im guten Sinne auf unseren geistigen Boden werfen. Es überreizt und stumpft das feine Empfinden ab, das zur Aufnahme unbedingt nötig ist; es erzieht das ärgste Unkraut, die Oberflächlichkeit und das geistige Prokentum, die nicht nach dem Wie und Was fragen, sondern nach dem Wieviel.

Die Kunst ist gewissermaßen das höchste Ideal der Pädagogik; indem wir uns an ihr erbauen, sollen wir nicht sie allein

kritisiren, sondern vor Allem uns. Ueber das Erste wird das Zweite leider fast immer vergessen.

Muß nun eine Sache absolut fehlerlos sein, um sich an ihr erbauen zu können? Das Schöne ohne jeglichen Mißklang ist gleich selten in der Natur wie in der Kunst. Dazu kommt, daß die Geschmacksempfindungen des Einzelnen so ureigen sind, daß der Begriff Schön sich nur bedingungsweise bestimmen läßt.

In knospenreichen Zweigen
Wiegt sich die Nachtigall,
Die Morgennebel steigen;
In knospenreichen Zweigen
Tönt wunderfüßer Schall.

Es trägt der Wind die Weise,
Und durch die Wälder zieht
Ein Wipfelrauschen leise;
Es trägt der Wind die Weise,
Ein duftig Frühlingslied.

— — —
Hinaus nun aus dumpfigen Räumen!

Noch wag' ich's zu fassen kaum.

Die Sonne glänzt tausend Mal schöner,

Viel tausend Mal als im Traum.

Berauschend atmen die Blumen

In sehnsuchtschwangerer Luft;

Im Walde die Wipfel wogen

Flüsternd im würzigen Duft.

Und leise auf schwankenden Zweigen

Versucht wohl ein Vogel sein Lied;

Dazwischen quaken die Frösche

Voll Dünkel im schilfigen Ried.

Die Grillen im Grase zirpen

Ihr lästiges, fades Getön,

Und sonderbare Naturen

Finden auch das wunderschön.

Die preisen auch Tschingderabumda
 Als herrliche Harmonie
 Und leeres Reimgeklengel
 Als wirkliche Poesie.

Die zirpen mit vorlauten Grillen
 Hinein in die heiligste Ruh':
 „Nun lauschet noch brav den Philistern,
 Saugt Wasser und quakt dazu!“

So bringen manchmal dieselben Eindrücke bei Verschiedenen die entgegengesetzte Wirkung hervor. Das göttliche Vorbild jeder Kunst kann es uns daher selbst nicht in Allem rechtmachen; wie sollte es den menschlichen Nachbildnern gelingen, die individuellen Eindrücken unterworfen sind und sein müssen, um etwas Eigenes schaffen zu können. Eigenes in der Kunst schaffen heißt: das aus der Natur Aufgenommene in kunstvoller Form wiedergeben. Einige behaupten sogar, daß diese kunstvolle Form nicht einmal nötig sei, sondern daß eine wahrheitsgetreue Abschrift genüge. Wenn ein mechanisches Verfahren erfunden würde, das unser psychisches Leben in demselben Verhältnisse schildern könnte, in dem es in ihren Grenzen die Photographie zur Malerei thut, so würde den Vertretern jener Ansicht mit dieser photographischen Dichtkunst vollkommen gedient sein. Hätten wir nun aber einen solchen Wahrheits-Dichtungs-Apparat, so würden seine Aufnahmen wahrlich ganz anders aussehen als die meisten Erzeugnisse der sogenannten naturalistischen Jünger. Von der rühmlichen Genoveva bis zu Ehebruch, Blutschande und Säuferwahn ist ein langer, langer Weg, dessen Zwischenstationen garnicht so öde sind, wie man gern behaupten möchte. Wenn die überwürzte Speise heute ihr Publikum leichter findet als die gesunde Kost, so ist dies nur ein trauriger Beweis, daß die moderne Kunst ihr Publikum eben falsch erzogen hat. Man rechnet in oft ekelerregender Weise auf den wollüstigen Kitzel, den das Halbbedeckte, das Ahnenlassende in ungesunder Weise auf die Nerven ausübt, nicht auf jene reine Sinnlichkeit, die zur Freude an der Kunst vorhanden sein muß, die uns z. B. beim Anblick

einer Venus von Milo durchaus nicht ihre Nacktheit empfinden läßt, sondern nur in der Schönheit schwelgt.

Alle Dichterkürsten haben Realismus und Idealismus harmonisch in sich vereinigt, und diese nie und nimmer wegzuleugnende Thatsache tritt uns am gewaltigsten in Shakespeare entgegen.

Jüngst blickte unser Shakespeare mal
Zur Mutter Erde nieder
Und ging still lächelnd vor sich hin
In seinen Himmel wieder.

„In Einem habe ich die Welt
Civilisirt betroffen;
Dieselben Lumpe sind es noch,
Doch sagt man sich's heut offen.

Man hat — gewöhnlich heut zu zwei'n —
Ganz herrliche Gedanken,
Befriedigt, wenn die Heldinnen
Zur demi-monde sanken,

Wann die Gemahlin von Herrn A
Es zu Herrn B zieht mächtig
Und dann von B bis C so fort —
Das zieht die Damen prächtig.

Von seinem Nachbar spricht man stets
Nur von der schlechtesten Seite,
Von keinem wohlervorb'nen Plus,
Man spricht nur noch von Pleite.

Die hohen Thaten, die man stolz
Von manchem Ahn berichtet,
Erwecken kein Int'resse mehr,
Sind höchstens gut erdichtet.

Doch da die Menschheit nun einmal
Zur Lüge ward geboren,
Hat man vom schönen Schein sich nur
Zum häßlichen verloren.“

Der Messias der Dichtkunst muß den goldenen Mittelweg wandeln. Das werden viele bereits eingesehen haben; allein Betrachtungen darüber anstellen, heißt eben noch lange nicht ihn finden. Eine urwüchsige Kraft beschreitet ihn vielleicht einmal ganz naiv. Um unwahrscheinlichsten jedenfalls wird er in der pedantischen Studirstube herausgegrübelt werden durch jene Philisterkraft, die unter der Last trockener Auszüge aus einer Unzahl mehr oder minderwerthiger Bücher daherkreucht.

Man sieht sie tiefste Weisheit strahlen,
Erklären Werden uns und Sein
Und mit dem Lampenlicht, dem fahlen,
Beleuchten hellen Sonnenschein.



Heinrich Kreuzkamp.

Wenn man sich in einem Dekameron verewigt, so möchte man dem geehrten Leser gern etwas Neues, Niedagewesenes mittheilen. Aber leider hat Ben Alkiba immer noch Recht mit seinem Ausspruch: „Es ist Alles schon einmal dagewesen!“ So stehe ich denn vor der beschämenden Thatsache, daß auch ich nichts Neues, ja kaum Interessantes aus meinem Theaterleben zu erzählen weiß — will ich nicht gar zu sehr aus der Schule plaudern. — Soll ich Ihnen verrathen, daß ich schon mit einer „Braut“ zum Theater ging? Das ist auch schon so und so oft dagewesen! Welcher junge Mann hätte nicht schon geliebt, bevor er die Welt bedeutenden Bretter betreten? — Ich hatte allerdings vor vielen Kunstjüngern den Vorzug, daß ich gleich bei Eröffnung meiner theatralischen Carrière die „Himmlichen“ Bretter betreten durfte. Mein erster Direktor hieß nämlich „Himmel“ und seine Bretter — pardon — sein Musentempel war abwechselnd in Oldenburg und Ostfriesland! Ach, es war eine schöne Zeit! Ja, eine glückliche möchte ich sie nennen, jetzt, da sie vorüber ist und ich noch in Erinnerung an sie schwelgen kann, denn selbstredend graut jedem Künstler davor, da zu endigen, wo er begonnen! Und leider kommt es nur zu oft vor! Wie gesagt, damals fühlten wir — meine „Braut“ und ich — uns beim „Himmel“ thatsächlich wie im Himmel. Wir Zwei waren seine „Sterne“! Den „Anfänger“ merkte man uns nicht an, da wir von den in Berlin existirenden 360 Liebhabertheatern an vieren uns unsere Sporen — das heißt meine „Braut“ trug sie nicht — verdient hatten. Noch heute sollen sich die ältesten Leute in Barel, Jever, Aurich (schaurig!) zc. speciell meiner hervorragenden Leistungen mit Vergnügen erinnern. Und

ich muß auch wohl ein bedeutender Mime gewesen sein, denn Direktor Himmel ernannte mich gleich im ersten Theaterjahre zum „Regisseur“. Meine bescheidene Ablehnung ließ er nicht gelten, indem er behauptete: „Ein Regisseur wird nicht erzogen, er wird geboren! Und Sie sind ein Geborener!“ Ich war lange nicht so stolz. Meine blonden Locken — „auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar“ — damals waren dieselben bei den Schauspielern, namentlich bei den Liebhabern Mode und ich war ein solcher auch auf der Bühne — wallten gravitätischer denn je um mein Haupt und flogen mit den Zipfeln meines Schlipfes und meinem offenstehenden, schwarzen Sammetjacket lustig und lustig um die Wette. Meine „Braut“ schwamm in Seligkeit! Und doch!! Auch die schönste Seligkeit dauert keine Ewigkeit; auch das Ewig-Weibliche zieht uns nicht ewig hinan — wir „trennten uns, um nie uns mehr zu sehen“, oder wie Schiller weiter so anmuthig plaudert als Wallenstein: „Und Roß und Reiter sah ich niemals wieder!“ — Ich war nicht schuld daran, denn — doch zurück zu meiner Carrière! Der darauf folgende Sommer findet mich in Hannover am Sommertheater auf der „Marien-Insel“. Wie lieblich klingt dieser Name! Nicht so lieblich erging es mir dort! Noch immer grollend mit dem Schicksal, das mir mein „Liebste“ so rauh entriß, fühlte ich mich sehr vereinsamt, da brachte der deutsch-französische Krieg etwas Leben in mein Dasein. Ich war, obgleich ich nicht in den Krieg zog, erschossen, denn unser verehrter Direktor, der gleichzeitig Budiker war, schloß das Theater und erklärte uns, die rückständigen Gagen nicht mehr zahlen zu können. Es war nur ein einfacher Mann, aber er hat doch Wort gehalten. Gage gab es nicht! Aber ich will dem biederen Manne nicht wehe thun; er zahlte uns mit „Biermarken“ à 10 Pfennige aus, die wir in seiner Wirthschaft verzehren sollten. Sollten — aber nicht durften! Denn nach ein paar Tagen fand der Mann, daß wir zu opulent lebten und verweigerte die Annahme. Dafür gestattete er uns aber, daß wir auf „Theilung“, das heißt: auf unsere Rechnung, weiter spielen durften. Wir acceptirten, ich wurde Direktor dieser „Theilungs = Gesellschaft“, denn wie wiederum Schiller sagt — der

Mann hat doch für jedes Vorkommniß eine passende Ausrede: — „Das Thier will auch seinen Kopf haben!“ Und ich war dieser politische Kopf, der als solcher die schwierige Aufgabe hatte, den „Ueberschuß“ — falls ein solcher vorhanden war — gleichmäßig an meine Kollegen zu vertheilen. Diese Theilung gelang uns aber nur Sonntags, in der Woche war ich im Kopfrechnen schwach, weil es da überhaupt nichts zu verrechnen gab. Als gewiegter Direktor kam ich denn auch bald dahinter, daß wir besser daran wären, wenn wir nur Mittwochs und Sonntags spielten. Auf diese Weise fanden wir Muße, in der freien Zeit mit unseren — Biermarken: „Meine Tante — Deine Tante“ zu spielen. Unter diesen schwierigen Verhältnissen ging die Saison zu Ende und indem ich meine „Reisekoffer“ auf „Nachnahme“ von 30 Mark nach Stettin spediren ließ, dampfte ich dahin ab. Das dortige „Viktoria“-Theater erschloß mir seine Pforten. Es war ein sogenanntes „Rauchtheater“, d. h. das Publikum durfte während der Vorstellung rauchen. — Hier erlebte ich eine originelle Ueberraschung von Seiten meiner Direktion. Dieselbe erhöhte meine monatliche Gage — ohne einen diesbezüglichen Wunsch meinerseits — um 5 Mark! Man kommt förmlich bei dieser edelmüthigen Handlung in Versuchung, Ben Akiba Lügen zu strafen. —

Der Krieg zwischen Deutschen und Franzosen wüthete noch immer und Stettin war mit gefangenen Franzosen überfüllt. Den Offizieren und Chargirten war es erlaubt, ohne Waffe frei in der Stadt sich zu bewegen. Die deutschen Offiziere saßen mit den französischen kameradschaftlich im ersten Rang unseres Theaters, als sie eines Abends unten im Parkett einen deutschen Unteroffizier neben einem französischen Sergeanten in animirter Stimmung erblickten. Nach näherem Betrachten entdeckten sie, daß der Deutsche der Franzose und der Franzose der deutsche Soldat waren. Sie hatten in einem Wirthshause Waffenbrüderschaft getrunken und dabei ihre Uniformen ausgewechselt. Ein ungeheurer Tumult entwickelte sich, die Offiziere stürzten hinunter, nahmen den deutschen Unteroffizier, der sogar seine Waffe an seinen französischen Kameraden abgetreten hatte, sammt diesem fest; der Vorhang mußte fallen,

bis das Publikum sich beruhigt hatte. Die Herren Offiziere durften sich in diesem Theater alles erlauben, da sie durch ihren Besuch dasselbe über Wasser hielten. Eines Abends spielte ich den „Romeo“ und zu meinem großen Aerger sah ich schon während der ersten Scenen einen mächtigen Bernhardinerhund mit den Vorderpfoten auf der Logenbrüstung liegen. Er gehörte einem Offizier. Eben säufele ich meiner Julia zu: „O, sprich's noch einmal, holder Engel, denn über meinem Aug' erscheinst Du der Nacht so glorreich, wie ein Flügelbote des Himmels — — — —!“ Da ertönt ein furchtbares Hundegeheul vom I. Rang! Ein anderer „Kamerad“ hatte das Vieh bei obiger Rede in den Schwanz' gekniffen. Wüthend sprang ich auf und rief: „Vorhang herunter, vor Hundenspielen keine Komödie!“ Der Vorhang fiel, das bürgerliche Publikum klatschte mir Beifall und die Offiziere verschwanden beschämt und stürzten sich in einen — Weinkeller, wohin sie mich nach der Vorstellung holen ließen, sich entschuldigten und mir den Hund vorstellten, der, auf den Hinterpfoten sitzend, mich auch um Verzeihung bat! —

Doch ich fürchte, meine Plauderei interessirt den geehrten Leser nicht besonders, ich werde mich kurz fassen. —

Von Stettin kam ich an das kleine fürstliche Hoftheater Detmold, dann nach Magdeburg. Auch hier passirte mir das Unglück, mitten in der Vorstellung den Vorhang fallen lassen zu müssen. Es war an einem Sonntage, ich spielte den „Faust“. Im letzten Akte, als Gretchen zum Faust sagt: „Küsse mich, sonst küsse ich Dich!“ hatte à tempo ein Wikbold von der Gallerie den Zeigefinger in den Mund gesteckt und schnellte, denselben an die innere Wangenfläche pressend heraus, so daß er dadurch ein Geräusch erzeugte, wie, wenn man den Korken aus einer Weinflasche zieht und das noch dazu, als mein Gretchen mich küßt. Dieser imitirte Kußschall versetzte das Publikum in ungeheuren Jubel und mich in Wuth! Ich lasse wiederum den Vorhang fallen. Nach einer Pause auf der Gallerie großes Getöse, der Ruhestörer wird an die frische Luft befördert, wir fangen noch einmal den letzten Akt von vorn an und mein Gretchen ließ nochmals „ihr

Schwesterlein klein, das Bein hoch heben“! Ich hatte mich schon auf eine große Strafe von Seiten der Direktion ob meines Benehmens gefaßt gemacht, denn unsere „Hausgesetze“ gleichen den Kriegsgesetzen: Jeder Paragraph — Todtschießen! Aber ich hatte mich getäuscht! Mein braver Direktor kam zu mir und sagte: „Der stört Sie nicht wieder; dem haben wir die Flötentöne ordentlich beigebracht!“ Das war recht ermutigend für mich, aber ich nahm mir ernstlich vor, solche Scenen dem Publikum nicht wieder zu bieten. Bald nach dieser Affaire lernte ich den ersten, bedeutenden „Gast“ kennen. Es war Wilhelm Kläger, einst am Hoftheater in Darmstadt engagirt. Ein Künstler von Gottes Gnaden! Viele, recht viele der heutigen „Größen“ — und mögen sie noch so hochtönende Namen tragen, noch so hohe Stellungen einnehmen, noch so hohe Orden und Titel besitzen — verblaffen gegen den Glanz des Genies: Wilhelm Kläger! Ja, er war ein Genie, aber leider mit einem teuflischen Laster — dem Trunk, behaftet. Man kann über Kläger ein Buch schreiben, aber es dürfte recht düster ausklingen! — Ich sehe ihn noch, wie er als „Marziß“ in Magdeburg gastirt, wie er das Publikum durch seine Darstellung erschütterte und uns Kunstjünger berauschte und elektrisirte. Die Presse widmete ihm ganze Spalten des höchsten Lobes! — Am andern Tage sah man ihn an der Seite eines, ihm natürlich ganz fremden Handwerksburschen auf der Straße, dessen Felleisen über seine eigenen Schultern geworfen, von einer Schnapskneipe in die andere wandern und Abends spielte er den „Heinrich“ in „Lorbeerbaum und Bettelstab“ — bejammernswerth!! Der Direktor mußte sofort sein Gastspiel abbrechen und am nächsten Abend mußte ich statt seiner den angekündigten Marziß spielen. Klein Kläger'scher — aber recht kläglicher Erjaß! — Großer, armer Kläger! Du bist an Dir zum Verbrecher, Du bist dein Ankläger, Dein Richter geworden! An einen Magdeburger Kritiker sandte er nach seiner Abreise von Burg aus die Depesche: „Bedaure Alle, die sich für mich interessiren!“ — Er hat nicht mehr lange herumgeirrt; er liegt in Braunschweig — unweit von Lessing's Ruhestätte — begraben. Verdorben — gestorben! — Sein Bild,

mit einem Epheublatt von seinem Grabe begleitet mich überall hin, auch hier in Riga steht es auf meinem Schreibtische. — — Von Magdeburg kam ich zu den großen „Meiningern“. Groß durch ihr vollendetes Ensemble, dem der kunstsinige Herzog, der größte Regisseur der deutschen Bühne, zu einem Weltruhm verholfen. Die „Meiningen“ haben mit ihrer stilvollen und grandiosen Ausstattung, mit ihrem tadellosen Ensemble Reformen eingeführt, die alle — selbst die ersten Theater, aus dem Schlaf rüttelten. Ja, das Ensemble war es, was den Meiningern ihre Erfolge errang. Das Ensemble wird stets die Attractionskraft für jedes Publikum bleiben, wenn auch einzelne Stimmen behaupten, daß der Schauspieler nur eine „Waare“, ein „Schaubjekt“ sei, das, wenn es einige Zeit im „Schaufenster“ gelegen, verdorben, das Publikum nicht reize. Citale Verblendung! Bei den Meiningern spielte der erblindete Weilenbeck noch den „Mark Anton“ im „Julius Cäsar“, den „Shylock“ zc. unter großem Beifall des Publikums. Kein alter Schauspieler, der in seiner Jugend hervorragend mitwirkte, wurde entlassen, ein Jeder füllte seinen Platz bis an seines Lebens Ende aus. Nur muß man es, wie der große Regisseur, der Herzog von Meiningen, verstehen, die alten Mitglieder auch an den richtigen Platz zu stellen. — Bühnenleiter, die aber von dem Standpunkt ausgehen, des Reizes wegen alle 2 Jahre dem Publikum ein neues Personal vorzuführen, täuschen sich und die Theaterbesucher, denn nur ein jahrelanges Ensemble kann ein Theater hoch halten. Diese kleine Abhandlung hielt ich mich verpflichtet, hier einzuschalten, weil auch das deutsche Theater in Riga durch sein langjähriges, tüchtiges Ensemble einen hohen Ruf in Deutschland genießt! Möge es so bleiben! Das Ensemble zerstören, heißt die deutsche Bühnenkunst — begraben!! —

Von Meiningen ging meine Irrfahrt nach Königsberg i. Pr., allwo zur Zeit der Commissionsrath Woltersdorff das Direktions-scepter schwang. Auch hier übte das Ensemble seine magnetische Kraft auf Publikum und Kasse aus. Jetzt ist das dortige Ensemble und — wie ich glaube — auch mit ihm der Kassenmagnet verschwunden. Meine unüberwindliche Reiseswuth trieb mich nach

Oldenburg an das großherzogliche Theater; nach zwei Jahren nach Berlin (Nationaltheater), Danzig, Halle a. S., Stettin (diesmal Stadttheater), Hamburg (Stadttheater) und Bremen. In letzter Stadt hatte ich meinen Wanderstab in die Ecke gestellt und blieb dort 12 Jahre als Leiter des Schauspiels, bis mich das Schicksal hierher nach Riga führte, wo der geehrte Leser selbst urtheilen möge, ob Ihnen etwas Neues erzählt hat

Ihr ergebener

Heinrich Kreuzkamp.



Albert Kühne.

Komische Geschichten giebt's im Theaterleben sehr viele, alle möglichen bekannten und unbekanntem Größen der darstellenden Kunst haben uns das in Biographien, Decameronen und Plaudereien bewiesen; nur ist dabei das Merkwürdige, daß meistens verschiedene Künstler dieselben humoristischen Ereignisse erlebten. Würde ich mich nun hinsetzen, meine Erinnerungskiste nach Episoden aus meinem Künstlerwallen auf Erden durchstöbern, eine solche dann mit allem Fleiß zu Papier bringen — wer weiß — ob dann nicht auch Ein oder der Andere beim Durchlesen aufseufzen könnte: „O heiliger Ben Akiba!“ In Erwägung dieses bescheide ich mich und abstrahiere vollkommen meine Persönlichkeit selbst. Um meinem Versprechen Ihnen gegenüber aber nicht wortbrüchig zu werden, erlaube ich mir eine kleine Betrachtung, allerdings zum Teil vielleicht eine persönliche, desjenigen Bühnengenres anzustellen, als dessen Vertreter mein Fach das „komische“ genannt wird — des Humors, und diesem das Wort zu reden.

Der Humor ist eine göttliche Gabe.

Seine Pflege ist eine Pflicht für jeden Menschen, der es mit der Erhaltung eines gesunden, arbeitsfreudigen Sinnes im Menschentum gut meint. Es ist ein trauriger und verhängnisvoller Irrtum, anzunehmen, daß allein die pedantische ernste Lebensführung im Stande sei, uns zur Erreichung guter und großer Ziele fähig zu machen. Nur zu leicht führt sie zur Kopfhängerei und verschließt uns den Blick für die belebenden Sonnenseiten des

Erdbendaseins, deren Betrachtung die Schaffenskraft in uns fördert. Wo der Ernst immer herrscht, da geht nach und nach die Sonne unter. Wir sind ja Alle jetzt schrecklich pessimistisch und schrecklich nervös, so daß wir um so mehr auf das trefflichste Gegenmittel gegen die Folgen der aus Pessimismus und Nervosität zusammengesetzten Faktoren unseres modernen Lebens, dies ist die Pflege des Humors, Bedacht nehmen sollten. Es giebt der auf „in“ endigenden Alkaloide viele, die als Stimulantien für das abgejagte Nervensystem gelten. Man schluckt auch allerlei schöne Cola- und Chinaessenzen, erheitert sich durch Alkoholica oder peitscht die Nerven mit schwarzem Kaffee auf! — Was ist das Alles für den ernst arbeitenden Menschen?! Nichts als ein Austreiben des Teufels mit Beelzebub! Die wahre Medicin ist das herzliche Lachen, die innere Fröhlichkeit, die niemals der ernstesten Arbeit schaden, die niemals ablenkend, sondern immer anspornend wirken werden. Der Doctor, bei dem wir diese Medicin vornehmlich suchen, ist auf dem Theater der Komiker. Nur dann jedoch entspricht er den Erwartungen und darf auf eine sichere Praxis wie treue Patientenzahl rechnen, wenn seiner Komik, seinem Witz in hohem Maaße die Sentimentalität die Waage hält. Nur wenn er diese in seiner Kunst und in seiner Individualität zu vereinigen weiß, vermag er zu bieten, was man wahrhaft den Humor nennt, den Humor, der nicht nur leichthin die Lachmuskeln reizt, sondern warm zum Herzen spricht und so die allseitige Sympathie erweckt.

Auf der Bühne ist der Humor leider etwas eingeschlummert. Der schwarzzeherische Naturalismus, das Raffinement der Theater-technik, die Ausstattung, der damit groß gezogene Sinn für das Aeußerliche, die exotische „Specialität“ und die mit Esprit überzuckerte Rüpelhaftigkeit, ja Gemeinheit der französischen Komödie haben ihn verdrängt. Aber wo er wieder auftaucht, sei es in altem, sei es in neuem Gewande, da zündet und erwärmt er die Herzen. Leider nur zu wenig in denjenigen Gesellschaftsschichten, welche für die guten „Rassenrapporte“ sorgen und zur Existenzfähigkeit unserer Schaubühnen beitragen. Aber wer weiß, ob nicht auch diese noch zu den Fleischtöpfen Egyptens zurückkehren, wenn

immer und immer wieder der Versuch gemacht wird, dem gesunden, zu Thränen rührenden Humor die alte Geltung zu verschaffen, die er zu Zeiten eines Glasbrenner, Kalisch, Salingre, Köder, ja auch noch in der späteren Blüthezeit des alten Wallnertheaters genoss. Das Streben hiernach ist wahrhaftig des Schweißes der Edlen werth und verdient die wärmste Unterstützung aller besonnenen Menschenfreunde, wie Alles, was dem Pessimismus, der Grübeleien und Kopfhängerei feindlich entgegentritt. Ein gutes Buch, das uns anregt, unsere Seele oder unser Zwerchfell erschütteret, ist ein Ablenkungsmittel, wie es besser nicht gedacht werden kann. Ein gutes, herzlich-lustiges Stück aber steht ihm an Wirkungskraft nicht im Mindesten nach.

So mancher pedantische Vertreter der „ernsten Richtung“ glaubt sich in ein besonders bewundernswerthes Licht zu setzen, wenn er sich zum enragiertesten Gegner des heiteren Bühnengenres aufwirft. Er vergißt dabei, daß er als solcher sich ein testimonium paupertatis ausstellt, mit diesem eigentlich eine nur recht traurige Rolle spielt und mit Recht als Volksfeind zu betrachten ist.

Ein solcher Nörgeler gehe nur in's Theater, wenn „Lumpaci-vagabundus,“ „Robert und Bertram,“ „Mein Leopold“ oder dergleichen auf dem Spielplan steht und er wird sich überzeugen können, daß Gott sei Dank beim Volke der Sinn und die Pflege des Humors noch nicht verloren gegangen ist. Daß vor allem wenigstens die oberen Regionen des Auditoriums gedrängt besetzt sind und die Besucher derselben die Apotheke und das Remedium ihrer geistigen Erholung wohl zu schätzen wissen. Würde ein Solcher aber im Stande sein, es in seiner Erhabenheit über sich zu gewinnen, seine alberne Blasiertheit einmal abzustreifen und näher hineinzublicken in die Bethätigung einer ungezwungenen, geisterholenden Fröhlichkeit, die einen Vorhang hernieder senkt vor all dem wilden, ruhelosen Treiben des Alltagslebens, er würde vielleicht befehrt ausrufen:

„Es liegt doch ein tiefer Sinn im kind'schen Spiel!“

Der lebensweise Horaz, der eben darum auch ein sehr vergnügter Herr war, hat gesagt: „Dulce est desipere in loco!“

Es ist süß, am rechten Ort Unsinn zu treiben!" Nun — so laßt den Leuten den Unsinn zur rechten Zeit und am rechten Ort, Ihr gestrengen Herren. Aber tötet den Humor nicht in den Menschen, reißt ihnen den Frohsinn nicht aus den Herzen, den ja doch des modernen Lebens eifige Nordstürme immerfort bedrohen.



August Markwordt.

Am 4. Januar 1832 erblickte in Magdeburg ein wunderschönes und kräftiges Knäblein die Welt, das den poetischen Rufnamen August erhielt und wuchs, blühte und gedieh. Als der kleine August in die zarte Epoche der Flegeljahre eingetreten war, wandte er im Jahre 1845 gekränkt der Sekunda der Real-Bürgerschule den Rücken und trat in die Officin der Magdeburgischen Zeitung als Schriftsekerlehrling ein, da sich schon damals der nicht zu erstickende Trieb in ihm bemerkbar machte, für die Oeffentlichkeit zu wirken. Vier Jahre lang hatte sein reines Gemüt unter der Druckerchwärze geseufzt, als er sich mit kühnem Entschlusse auf die Magdeburger Bühne schwang. Seine Auftrittsrolle, der „Juwelier“ in Raimund's „Verschwender“, war gewissermassen eine „brillante“ Einführung in seine zukünftige „goldene“ Carrière. Zunächst allerdings mußte er sich ein Jahr lang als Volontair in Magdeburg zufrieden geben; alsdann aber fand er glänzende Aufnahme bei einer sehr künstlerischen herumziehenden Truppe mit einer Monatsgage von zehn bis zwölf Thalern. Als Ersatz für irdische Güter lernte er aber die Welt und in ihr so manches Städtchen kennen, das dem geschätzten Leser und auch wohl vielen sonst tüchtigen Geographen unbekannt ist. Das erste bessere Engagement erhielt Markwordt nach zweijähriger Meerschweinchenperiode in Neu-Strelitz beim Director Döbbelin, woran sich Posen unter Director Waldemar, Kostoß, Leipzig, Mainz, Prag, Wien und endlich Riga schlossen. Hier ist unser „Papa Markwordt“, wie er allgemein genannt wird, nun seit dem Jahre 1864 im Fach der ersten komischen Rollen

thätig. Elf Directionen hat er in dieser Zeit an sich vorüberziehen lassen, und wie frisch und künstlerisch kräftig er sich erhalten hat, beweist die prächtige Durchführung der Partie des Beckmesser, die er auf Bitten des Herrn Director Martersteig noch vor drei Jahren studierte.

An das Studium dieser überaus schwierigen Partie knüpft sich übrigens folgende heitere, kleine Episode: Markwordt verlebte seine Sommerferien wie gewöhnlich in Bullen. Mit dem Kapellmeister von Haken wurde fleißig gearbeitet und die äußerste Ruhe im Hause geboten. Nun hatte aber unser August theils aus Liebhaberei, theils weil man dann und wann einen Braten haben kann, zwölf junge Hähne, die mit der Wagner'schen Composition der Meisterfänger durchaus nicht einverstanden schienen. Begannen die Künstler nämlich zu beckmessen, so setzten sich diese zwölf niederträchtigen Kritikaster auf die oberste Lehne einer Gartenbank in unmittelbarer Nähe und protestirten mit einem gewaltigen Kikiriki. August ist ja ein sehr sanfter Mensch, aber diese Verstandnislosigkeit erfüllte ihn denn doch mit der furchtbarsten Wut; unter gräßlichen Verwünschungen flog zunächst die Partie zwischen die Störenfriede und schließlich mußten sie der Köchin übergeben werden, die ihnen kurzerhand das Genick umdrehte. In ihrem eigentlichen Berufe aber haben sie Treffliches geleistet, denn sie sollen prächtig geschmeckt haben. Dadurch wurde auch unser August wieder versöhnt; er konnte nun in Ruhe seinen Beckmesser zu Ende studieren und brachte ihn mit gewohntem Erfolge im November desselben Jahres sieben Mal zur Darstellung.



Josef Pohl.

Sehr geehrter Herr!

Ihrem werthen Wunsche nachzukommen,
wird mir — wahrlich — riesig schwer!

Dazu gehört 'ne wohlgeübte Feder,
und die besitzt nicht heutzutage Jeder,
und literarisch „thätlich“ werden müssen,
könnte mich am Ende recht verdrießen.

Wohl das Rollenlernen, Lesen,
ist von Kindesbeinen schon mein „Fach“ gewesen —
aber für die Druckerfchwärze schreiben,
das kann ich nicht — drum lass' ich's lieber bleiben,
und bitte, modelliren Sie mit Stift und Stahl
an meinem „curriculum vitae“-Material —
und was dem Raum- (und Geist-) Mangel muß weichen,
belieben Sie „Regie“ — gemäß — zu streichen!

Das obligate Licht der Welt erblickte ich Sonntag, 7. Nov.
1863, in Prag. Ich wuchs unter Büchern, Bildern und auch unter —
Menschen auf, denn mein Vater betrieb dortselbst früher große
Buchbinderei, in welcher ich gar oft, in Anbetracht meiner schwäch-
lichen Constitution als Stärkekleisterkoch fungiren mußte. Meine
gute Mutter nahm mich als getreue Abonnentin des „Neustädter
Theaters“ (an dessen Stelle heute das „Neue Deutsche Theater“
steht) gar oft zu den von ihr unter Thränen verehrten classischen
Tragödien-Vorstellungen mit — nur so ist es erklärlich, daß
ich bereits in meinem achten Jahre über meine Berufswahl, nämlich:
Schauspieler zu werden, im Klaren war, indem ich die Wohnungs-

räumlichkeiten zum Entsetzen meiner lieben Eltern in ein Theater-Interieur umwandelte und in den Arbeitslokalitäten ohne höhere Genehmigung öffentliche Volksbelustigungen für unsere Lehrbuben und Arbeiter arrangirte, die darob vor Lachen das Arbeiten vergaßen.

Da sich meine Eltern nicht zu helfen wußten und ich sonst (im Piaristen-Collegium) ein guter Schüler war, erhielt ich zu Weihnachten ein großes Puppentheater geschenkt, auf welches ich als Director die größte Sorgfalt in der Completirung meines Personals verwendete — leider brannte dasselbe ganz regelrecht wie ein großes Theater gelegentlich einer Fest-Vorstellung (Faust!) durch teuflische Colophonium-Effekte meines „Mephistopheles“ ab.

Verlust dieser eigenen Direction zwang mich, Engagements als „Statistenkind“ an den beiden deutschen Landestheatern zu nehmen, wofelbst ich als „seliges“ Kind am 1. November 1873 (Allerheiligen) zum ersten Male recht unglücklich debütirte — man gab, wie fast allerorts an diesem Tage, Raupach's „Müller und sein Kind.“ In der Geisterscene mußten wir „Jungens“ mit brennenden Kerzen in der rechten Hand, ohne Schuhe (in rosafarbenen Strümpfen) im weiten weißen Tuch verhüllt über den Friedhof nach der Kapelle im Gänsemarsch schreiten — in der Mitte der Scene angelangt, fühle ich plötzlich, daß meine, im heiligen Eifer des Costümirens schlecht umgestülpte und befestigte schwarze Sonntagshose unter dem weißen Geistermantel einen unheimlichen Sprung über meine rosafarbenen Strümpfe macht — meine Füße standen wie gelähmt — Angstschweiß mit Thränen gemischt perlte von meiner Stirn über die Wangen herab, die brennende Kerze zittert convulsivisch in meiner Rechten, heiße Stearintropfen fallen auf die Handoberfläche — ein Zuruf des gestrengen Inspicienten: „Vorwärts!“ den derselbe zwei bis dreimal immer stärker wiederholen muß, brachte mir die Besinnung — mit Todesverachtung mache ich noch einen Schritt und aus geräumtem Orchester ertönt in die lautlose Stille eine sonore Bierbaßstimme: „Schaut's, der Geist hat seine Hosen vergessen!“ — Noch ein Schritt, der aber diesmal einem kunstgerechten salto mortale gleich, und — meine Ohren lagen in den Händen des Regisseurs. Da

ich an diesem Abende auch noch ganz zerknirscht erst gegen 11 Uhr Nachts nach Hause kam, erhielt ich vom Meister Haslinger ein separates Spielhonorar.

Ich schwor, das undankbare Theater nie mehr zu betreten und wandte mich dem Studium des recitirenden Dramas zu. Besuch der Vorlesungen Lewinsky's, sowie der Recitationen Türschmann's und Hermann Linde's im Prager Convictsaale bestimmten mich, es diesen Herren nachzumachen — wie weit ich es in dieser Kunst brachte, mögen die damaligen Zeitungsstimmen der mir damals unbekanntenen Kunst-Referenten berichten:

Ein jugendlicher Recitator.

(„Bohemia“ vom 27. März 1881.)

„Die Lorbeern Türschmann's ließen den kaum 17-jährigen Herrn Joseph Poledna nicht ruhen; er warf sich, trotzdem die deutsche Sprache seiner Zunge Schwierigkeiten machte und trotz seines jugendlichen Alters mit Leidenschaft auf die Türschmann'sche Kunst, und was ein immenser Fleiß und nicht abzuleugnendes Talent zumege bringen können, bewies der Jüngling vorgestern in seiner „Othello“-Recitation, welcher das allerdings sehr spärlich versammelte Publikum starken und wiederholten Beifall zollte. Herr Poledna, der übrigens schon anderwärts die Recitations-Feuerprobe bestanden, trat mit jener vollendeten Sicherheit auf, wie sie ein Türschmann oder Hermann Linde in nicht höherem Maße entfalten kann. Er saß à la Türschmann mit genialer Nonchalance auf dem Stuhle, ließ sich durch das Publikum und die leeren Stuhlreihen nicht im mindesten geniren, und begann im effektvollen Pianissimo das Titelblatt seines Vortrags aufzusagen. Aufrichtig gesprochen, wir waren mit großen Befürchtungen in den Convictsaal gekommen; es hangte uns davor, einem jugendlichen Weltstürmer die Fittige beschneiden zu müssen. Nun, Herr Poledna hat uns durch sein siegesbewußtes Auftreten und durch sein wirkliches, vielversprechendes Können die Bangigkeit benommen. Er hat Herrn Türschmann nicht nur, wie er sich räuspert und spuckt, sehr glücklich abgeguckt, sondern auch Türschmann's Kunst zu erfassen gesucht und in vielen Theilen glücklich

erfaßt. Der 17-jährige Jüngling verleugnet sich freilich noch nicht; in den Körperverrenkungen, den noch etwas eckigen Armstellungen, im mimischen Ausdrucke übertürschmannt der jugendliche Recitator noch; auch für einzelne Charaktere, in erster Reihe für den Othello selbst, fand er nicht die richtige Sprachfärbung; er hielt ihn viel zu weichlich breit, während er andere Charaktere stimmlich und dem Wesen nach recht tüchtig herauszuarbeiten verstand. Das Organ hat sich selbstverständlich noch nicht zur männlichen Kraft emporgeschwungen, aber es verspricht Kraft und Fülle. Alles in Allem ist Talent, nicht geringes Talent vorhanden und das Auftreten des jugendlichen Recitators, der überdies Beweise einer seltenen Gedächtniskraft — giebt, hat ein Recht auf größeres Interesse. Man darf der künstlerischen Entwicklung des jungen Mannes, die sich vorderhand freilich besser in der leichteren theatralischen Carrière statt auf dem Podium des Recitators vollziehen sollte, mit Hoffnungen entgegensehen. Oscar Teuber.“

Diese „Shakespeare-Injurien“ machten mich plötzlich bekannt. Der bekannte Schriftsteller und Dramaturg Alfred Klar rieth mir, die Zeit abzuwarten, um nach weiterem Studium sowie erlangter physischer Reife entschieden die Bühnen-Carrière einzuschlagen. Durch eine Empfehlung des Hofschauspielers Josef Lewinsky wurde ich an den damals vom Prager Landestheater sehr beliebten, später als Hofschauspieler in Berlin verstorbenen Edmund Sauer gewiesen, der sich meiner aufs Liebevollste annahm — leider vereitelte eine geschäftliche Misère die Absichten meines endlich nachgebenden Vaters, sowie meine Hoffnungen. — Um die nöthige physische und psychische Reife abzuwarten, mußte ich mich als Dreijährig-Unfreiwilliger auf Wunsch meines Vaters in die K. u. K. Armee einreihen lassen — (aber auch hier wurde es sofort Jedem klar, daß ich mich eher zum Comödianten als dereinst zum Commandanten eigne). Nach Absolvirung dieser Dienstzeit, welche wohlthuend meinen Körper und meine Nerven für den kommenden „Kampf“ mit verschiedenen Directoren, Kapellmeistern, Regisseuren, Recensenten und Theateragenten stählte, ging ich abermals und zwar 21 Jahre alt zum dritten und letzten Male von Hause

„durch“, um Engagements zu suchen — reisende Gesellschaften, „Schmierer“ resp. „Meerschweinchen“ beglückte ich mit der Darstellung fraglicher Charaktere — auch dieser Anfang war schwer — auch hier war mein erstes Debüt von sonderbaren Umständen begleitet.

Mein „Director“ mimte in einer kleinen Stadt Nordböhmens — wir „gaben“ eines Abends ein Trauerspiel (welches ich im Laufe des Abends durch meine Mitwirkung in ein Lustspiel „umarbeitete“) unter folgendem einfachen Titel:

Fabrikant und Waisenknaube

oder:

Ein Thaler und Millionen

oder:

Verfolgte Unschuld.

Ich hatte das Stück zu inspiciren und auch dazu die schwierige Episode des alten Bergmanns „Jobst“ zu spielen — in diesem Stücke kommt eine Bergwerks-Explosion „schlagender Wetter“ vor, nach welcher der alte Jobst als der einzige Ueberlebende aus dem Schacht heraufgezogen wird, um dies Elementarereigniß in einer dankbaren Erzählung zu beschreiben — ich stand in meinem „Glück auf“ = Costüm in der ersten Couliße vor einer großen Militärtrommel, in der rechten Hand den großen Trommelschlägel, in meiner Linken das Scenarium haltend, um das „Stichwort“ abzuwarten. Dasselbe fällt, ich lasse mein Höllenspiel los — in demselben Moment aber höre ich das Stichwort zu meiner großen Rede — unser „Held“ hatte nämlich plötzlich einen großen „Sprung“ gethan — ich, ganz kopflos, voll Sorgen, damit keine „Pause“ entsteht, vergesse zu dem Schachtaufzug zu laufen, stürze auf die Bühne und — die große Trommel vor mir wälzend, in der Rechten den Schlägel, in der Linken mein Scenarium krampfhaft hoch haltend, beginne ich meinen Monolog — Tableau!

Seit diesem Tage datirt sich meine leicht erklärliche Scheu vor der „großen Trommel“ des „modernen“ Theaters.

Selbstverständlich mußte ich nach diesem „erschütternden“ Ereigniß abermals „gehen“ und wanderte zu Fuß in die alte

Militärveste Josefstadt, woselbst mich ein Regimentstambour (gleichzeitig unser Kapellmeister) als — zweiten Baß unter den „singenden“ Schauspielern, die in Operetten auch Chor singen mußten, einregistrierte. Eines Abends vor der Vorstellung sitze ich in der Requisitenkammer, die mir nicht nur als Tagesaufenthalt, sondern auch als Nachtlogis diente, und meine 11 (elf) Kreuzer ö. W. soeben erhaltener „Gage“ nachrechnend, fange ich an, das Liedchen des Bettelstudenten: „Ich hab' kein Geld . . . bin vogelfrei! . . .“ zu singen — ich dachte, es hört mich Niemand und ließ meinen „Thoran“ mit vollem Dampf los — die Thür wird plötzlich aufgerissen und ich erblicke die freudenstrahlende Miene meines Talentpächters. „Wer singt da?“ dröhnte seine Stentorstimme.

Ich traute mich nicht zu rühren — „Mensch, haben Sie gesungen?! Sie haben ja einen Tenor, den ich suche, den ich brauche, kommen Sie, mein lieber, guter, bester Freund!“

Zaghaft kroch ich hervor —

„Aber — Herr Director —“

„Ach was Director, lassen Sie sich umarmen!“

„Aber, Herr Director, Sie irren sich — ich singe ja zweiten Baß, der Herr Kapellmeister (Regimentstambour) hat mich schon so eingetragen. . .“

„Unsinn — kommen Sie nur mit!“

Meine Replik, ich wäre zweiter Baß, nützte mir gar nichts — als der gute Mann aber bemerkte, daß ich vom Notensystem nur „Bant“-Noten kannte, gab er mich auf — ich wanderte wieder — zu Fuß bis nach Wien — neun Tage auf der Landstraße — dortselbst erhielt ich Engagement mit nie geträumten 45 Fl. Gage und 50 Kreuzer Honorar nach Olmütz als erster Chortenor — ich studirte Tag und Nacht, um nach dreimonatlicher Chorsänger-Carrière, durch die Liebenswürdigkeit meines Stimmcollegen Willy Baner (jetzt am Carltheater, Wien) vorbereitet, zu dessen Benefiz die erste Solo-partie mit Erfolg singen zu können — von da an datirt sich meine eigentliche Sänger- und Schauspielerlaufbahn, von da wurde ich nach Prag, nach Linz a./D., dann nach Berlin berufen, um den „Günstling“ und „Abenteurer“ im Belle-Alliance-Theater zu

creiren. Abermals war es die „Bohemia“, welche am 13. Mai 1892 folgende Notiz ohne mein Zuthun brachte:

„Von fremden Bühnen. Vor Jahren producirte sich hier ein junger Prager, mit Namen Josef Poledna — den Jahren nach fast noch Knabe — als Recitator und erweckte Interesse durch frühreifes Verständniß, Temperament und ansehnliche Gedächtniskraft. Aus dem „Wunderknaben“ ist ein sehr tüchtiger Operettensänger geworden, der sich kürzlich auf heißem Boden bewährt hat. Herr Poledna — der sich als Bühnenkünstler Pohl nennt — wirkte in dieser Saison als Titelheld in der Operette „Der Günstling“ am Berliner Belle-Alliance-Theater und die Berliner Blätter constatiren einstimmig seinen Erfolg und rühmen seine frische, warm und kräftig klingende Stimme, sein resolutes Spiel und seine gut gebildete Sprache.“

Darauf folgten Engagements am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin, Carl-Schulze-Theater zu Hamburg, Gastspiele in Bromberg, Posen, Breslau, Brünn, Straßburg, Stettin, Triest, Pola, Bukarest etc. — am Hoftheater zu Wiesbaden als „Georg“ im „Waffenschmied“ debütirend, vollzog ich den Sprung vom Operettentenor zum Opernbuffo — von Wiesbaden meine Entlassung nehmend, kam ich nach Riga und wenn ich das Glück haben sollte, in Riga auch ferner so zu gefallen wie bisher und wie es in Riga mir gefällt, so ist ein lebenslänglicher Contract perfekt.

So — jetzt verehrtester Herr, wissen Sie Alles.

„Die Zeilen haben eine Tugend,

„die heutzutage rar —

„was davon schwarz auf weiß gedruckt wird,

„ist auch (—) wirklich wahr!“

Ihr ergebenster

Josef Pohl=Poledna.



Franz Reckentin.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Eigentlich sollte ich Ihnen recht böse sein wegen Ihres Attentates auf mein beschauliches Dasein. Von mir, der ich mich bisher durch tadellosen Lebenswandel auszeichnete, verlangen Sie, daß ich mit der Scheere den unumstößlichen Geist eines Mark Twain, eines Stettenheim oder eines anderen accreditierten Humoristen zerfleische? (Wer denkt dabei nicht unwillkürlich an eine Redaktions-scheere? — Ich.) Sonst wüßte ich nicht, wie anders ich Ihnen mit einem Originalbeitrage, der zu interessieren vermag, für Ihr geschätztes Unternehmen, die Bühnenkünstler als Schriftsteller oder -steller der Öffentlichkeit preiszugeben, unter Ihre ebenso geschätzten Arme greifen könnte.

Früher war ich besser daran — ich war noch nicht unter die Pessimisten gegangen — früher strotzte ich persönlich von ursprünglicher Komik. Als ich auf die Welt kam, war meine erste Frage: „Mutter, wo ist mein Clavier?“ (Das Wort „Leifestark“ oder „Pianoforte“ war mir damals noch nicht geläufig, wahrscheinlich, weil ich selbst noch nicht laufen konnte). Das war für einen Säugling ein gewiß witziger Ausspruch, es war, wenn Sie mir diese Belehrung gestatten, gewissermaßen ein Mutterwitz. Wenn ich heute einen Witz mache, so ist es keiner. Tempora mutantur.

Was soll ich schreiben? Eine Episode aus meinem Leben? Schließen Sie etwa aus den Fragmenten meines einst so üppigen Haupthaares auf ein episodenhaftes Erdenwandeln? Da sind Sie, verzeihen Sie das hölzerne Wort, auf dem Holzwege. Ich habe

mich immer in bescheidenen Verhältnissen bewegt und kleine Erlebnisse, die Sie vielleicht als Episoden halten, habe ich aus Discretion absichtlich vergessen. Außerdem halte ich das ganze Leben für eine Episode und zwar für eine recht komische. Oder wünschen Sie meine Biographie? Sollten Sie wirklich ein Vergnügen daran finden, in dem vergessenen Orkus meiner Vergangenheit herumzustochern? Doch Ihr Wunsch muß mir Befehl sein. Man darf es mit der Presse nicht verderben. Ich werde Ihnen also die geheimsten Falten meiner schönen Seele zu Füßen legen und Sie werden sehen, daß Sie nichts sehen; wenigstens nichts, was für die Oeffentlichkeit geeignet wäre.

Schon aus den eingangs erwähnten ersten Worten, welche ich an meine Mutter richtete, werden Sie errathen haben, daß ich geboren bin und so ist es auch. Es wurde mir nicht an der Wiege gesungen, daß schon bei meinen Lebzeiten eine wahrhaftige Biographie von mir das Licht der Druckerschwärze erblicken würde, weil, so viel ich mich erinnere, an meiner Wiege überhaupt nicht gesungen wurde. Was damals auf das Sorgsamste vernachlässigt wurde, habe ich später hart büßen müssen, und, trotzdem ich zwei Mal geimpft bin, scheint der Kelch des Gesanges bis an mein Ende nicht an mir vorüber gehen zu wollen. Dafür bereite ich in meinem letzten Willen eine teuflische Bosheit vor, indem ich bedinge, man möge mich ungesungen von der Oeffentlichkeit ausschließen. Sie sehen, daß es mir an einem guten Genius mangelte; können Sie es mir verdenken, daß ich ihn, so viel wie möglich, durch gute Genien zu ersetzen suchte? Doch daß nur nebenbei. Aus meiner Sturm- und Drangperiode, welche redlich die Zeit zwischen meiner Wiege und dem sicheren Hafen des Rigaer Stadttheaters bedeutet, werde ich Ihnen zwei Thatfachen erzählen, über die Sie staunen werden oder aber auch nicht. Selbst die ungelesensten Zeitungen bemächtigten sich dieser Fälle und was einmal in den Zeitungen steht, ist wohl kaum länger zu leugnen, wie meine Freundin Paula Erbswurst im „Ulk“ treffend zu sagen pflegt.

Die erste Thatfache: Am 9. Juli 1890 wurde gelegentlich eines Preisausschreibens eine Composition von mir, ein Volkslied,

mit dem ersten Preise ausgezeichnet. Das machte mich aber nicht stolz, ich kam vielmehr zu dem Schlusse, daß das Componieren eigentlich ganz leicht ist, wenigstens leichter als eine Rede mit „sondern“ zu beginnen, und daß die andern eingesandten Arbeiten noch schlechter gewesen sein müssen.

Die zweite Thatsache: Am 14. August desselben Jahres wurde eine einactige Operette, welche den Titel „Ritter Pumpus“ führte und welche die Geduld des Publikums 1½ Stunden in schmerzlichen Anspruch nahm, mit großem Beifall abgelehnt. Sie werden diesen Durchfall begreiflich finden, wenn ich Ihnen sage, daß die Musik von mir war. Daß der hübsche Titel den Kritikern willkommenen Stoff für billige Witze lieferte, können Sie sich denken. Einer derselben (der Kritiker) schrieb wörtlich: „Außer dem ewig pumpenden Helden des Stückes pumpt der Dichter sein Libretto und der Componist seine Melodien.“ Die Sache hatte natürlich ein gerichtliches Nachspiel, da ich doch neugierig war, zu erfahren, wen ich angepumpt haben sollte; ich muß Ihnen aber gestehen, es hat nichts genützt und so bin ich bis heute unaufgeklärt geblieben über die Vorahner meiner Melodien.

Im Uebrigen bin ich, obgleich ich in Riga einen gegentheiligen Eindruck zu machen scheine, unverheirathet und auch sonst ohne Vorstrafen. Demnach werde ich also, wenn ich aus dieser schänden Welt scheiden muß, nur alles das zu bereuen haben, was ich zu thun unterließ. Wenn man mich in meiner letzten Stunde fragen wird, ob ich noch einen Wunsch habe, so werde ich antworten: „O ja! Ich möchte für mein Leben gerne noch Walzer tanzen lernen.“ Ich hoffe, dieses Geständniß wird eine oder die andere der schönen Leserinnen Ihres geschätzten Buches, um welches sich, das wünsche ich Ihnen, das Publikum reißen möge, wie um die Billets zu meinem nächstjährigen Benefiz oder wie beim Bäcker um die warmen Semmeln, mit Befriedigung erfüllen und sie wird mir nichts Uebles, nach dem mit Recht so lateinischen Satz *de mortuis nil nisi bene*, nachreden.

Schließlich bitte ich Sie noch inständigst, nach meinem Tode jede Sammlung zu Gunsten einer Gedenktafel an meinem Geburts-

haufe mit allen Ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken. Mein Geburtshaus ist nämlich vom Erdboden verschwunden. An seiner Stelle steht das Großherzogliche Hoftheater in Schwerin, womit ich, sehr geehrter Herr Redakteur, die Ehre habe, Sie zu begrüßen als Ihr ergebener

Franz Reckentin.



Unsre Theater-Kontrakte.

Von Frik Schwemer.

„Es ist so oft erörtert, oft beweint!

Was reißen wir die alten Wunden auf?!“

Na, wahrhaftig, erörtert sind sie oft genug, unsre Theater-Kontrakte, ohne daß aber bis auf den heutigen Tag irgend eine nennenswerthe Besserung in diesem sonderbarsten aller Verträge zu verzeichnen wäre. Es macht auf den, der dem Theater fern steht, einen eigenthümlichen Eindruck, wenn er ein solches Schriftstück zur Hand nimmt, in dem auf vier gedruckten Seiten fast nur Pflichten des Mitgliedes verzeichnet stehen, denen gegenüber der Theater-Unternehmer sich einer ziemlichen Freiheit in seinen Entschlüssen zu erfreuen hat und man kann dem Dr. Opet, einem gewiegten Juristen und Privatdocenten der Universität Bern, der in letzter Zeit ein bedeutames Werk: „Deutsches Theaterrecht“ herausgab und sich in demselben als tüchtigen Kenner der einschlägigen Zustände erwies, man kann ihm, sage ich, nicht so Unrecht geben, wenn er behauptet, daß diese Verträge den einen Contrahenten zu einem übergewaltigen Herrn machen, den andern zum unterwürfigen Diener, um nicht zu sagen Sklaven, herabdrücken. Augenblicklich allerdings macht es den Eindruck, als ob an dieser Sammlung veralteter und unsrem heutigen Rechtsbewußtsein als ungeheuerlich erscheinenden Bestimmungen ernstlich gerüttelt werden sollte. Auf allen Gebieten macht sich eben das Bestreben geltend, überlebte Zustände zu reformiren und diesem Drange der Zeit muß denn endlich auch — allerdings ziemlich spät und vielleicht auch theilweise ziemlich widerwillig — in Bezug auf das eigenthümliche Engagementsverhältniß der Bühnenmitglieder gehorcht werden. Auf

welche Weise und durch wen sich diese Nothwendigkeit vollziehen wird, das — wissen, vorläufig wenigstens, die Götter!

Allerdings war es schon gelegentlich des 25-jährigen Jubiläumsfestes der „Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger“ erfreulich zu sehen, um wie viel loyaler die Herren des Bühnenvereins der Corporation der darstellenden Künstler entgegentraten. Schöne Worte wurden gewechselt und besonders versöhnlich auf das gegenseitige Verhältniß wirkte die Nachricht, daß man seitens des Bühnenvereins eine Commission erwählt habe, die sich mit der Regelung der Kontrakte thunlichst zu Gunsten der Mitglieder zu beschäftigen habe. Nun, damals im December vorigen Jahres, in der gehobenen Feststimmung wurde ja Alles mit Enthusiasmus aufgenommen, aber Manchem mag wohl später der Kopf gebrummt haben von all' den hohen Phrasen und Mancher mag sich wohl dann zweifelnd gefragt haben, ob das in diesen Phrasen Versprochene wohl jemals zur Verwirklichung kommen werde. Es ist ja — das kann man keineswegs leugnen — eine Herkulesarbeit, in diese unhaltbaren Zustände, wie sie unsre Kontrakte bieten, Wandlung zu bringen; aber eben gerade darum würde eine endgültige Wandlung zum Bessern nur dann möglich sein, wenn man sich auch dazu verstehen könnte, gleich Herkules einen frischen Strom über das Veraltete hinzuleiten, der Alles mit sich fort- und hinausreißt. Keine falsche Scham, keine Furcht, dadurch an Macht einzubüßen, dürfte davon abhalten, den morschen und unzeitgemäßen Bau abzureißen und einen gänzlich neuen, unsrem modernen Gefühl von Recht und Gerechtigkeit entsprechenden aufzuführen.

Dazu aber wiederum ist nöthig, daß man Unrecht offen eingesteht und leider giebt es nur wenige Menschen, die Seelengröße genug besitzen, um dies zu können.

Und hier sind wir an dem wunden Punkt, der es wohl für alle Zeiten unmöglich machen wird, daß eine Besserung der Kontrakte aus eigener Initiative der Machthaber hervorgehen wird und der die contrahirenden Mitglieder immer wieder darauf verweisen wird, entweder durch eigenen Zusammenschluß oder durch die einfache Berufung auf das bürgerliche Gesetz ihr Recht zu erkämpfen.

Denn es muthet eigenthümlich an, daß man einerseits eine Commission zur Regelung und Verbesserung der Kontraktfrage einsetzt, andererseits aber einen tüchtigen Juristen, der die Theaterfrage zu seinem Studium gemacht, die Bitte um Material für sein ferneres Vorgehen in dieser Angelegenheit — bestehend besonders aus den Rechtsprüchen des Schiedsgerichtes des Bühnenvereins — abschlägt, weil dieser Jurist sich gleichzeitig an die Bühnenmitglieder um ähnliche Belege wandte. Es geht daraus hervor — meine ich — daß man seitens des Bühnenvereins trotz aller schönen Worte noch immer nicht gewillt ist, die Mitglieder in dieser sie so nah angehenden Sache als gleichberechtigt zu betrachten und geflissentlich bemüht ist, die Kontraktfrage lediglich im Kreise der Machthaber zu erörtern. Daß dabei dann jedenfalls die Special-Interessen dieser Herren in erster Linie berücksichtigt werden, liegt wohl auf der Hand.

Man hat es seiner Zeit aus der Reihe der Engagirten versucht, den Reichstag für die so wichtige Kontraktfrage zu interessiren, es hatten sich auch schon Abgeordnete gefunden, die sich der Sache annehmen wollten; man hat es jedoch von anderer Seite verstanden, diese geplante Interpellation im Sande verlaufen zu lassen. Jetzt steht ein Jurist auf, um vor der Oeffentlichkeit frei über diesen wunden Punkt zu sprechen. Man legt ihm die größten Schwierigkeiten in den Weg, um dadurch sein Vorhaben unmöglich zu machen. Es wird die Kontrakt-Commission tagen, unbedeutende Zugeständnisse werden gemacht werden, man wird wie gewöhnlich darüber in lauten Jubel ausbrechen, aber wenn man dann die Sache bei Lichte beseht, wird man — wiederum zu spät — erkennen, daß man auf demselben Punkte wie vorher steht. Wie gesagt, nur eine vollkommene Neuordnung von Grund aus kann eine Besserung herbeiführen; denn ein alter Rock, der nur hier und da geflickt wird, bleibt deshalb doch immer ein alter Rock.

Und alt und veraltet ist Alles in diesen Kontrakten. Abgesehen von den Verträgen selbst, die das Mitglied nach allen Richtungen binden, existiren da noch besondere Bestimmungen der einzelnen Theater, auf die im Vertrage nur hingewiesen ist in dem

Paragraph: „Jedes Mitglied ist verpflichtet, sich die von der Bühnensleitung verhängten Ordnungsstrafen von seiner Gage abziehen zu lassen. Hält es diese Strafbeträge zu hoch, so steht ihm deswegen die Klage beim Schiedsgericht offen. Bis zum Erlaß einer für den deutschen Bühnenverein allgemein geltigen Disciplinar- und Hausordnung bleiben die bis jetzt an den einzelnen Theatern bestehenden diesbezüglichen Vorschriften in Kraft, insoweit sie nichts enthalten, was diesem Vertrage zuwiderläuft“. Diese „Vorschriften“ stammen nun meist aus einer längst vergangenen Zeit, in der das Mitglied noch per „Individuum“ betitelt wurde. Wie es im Schlaraffenlande auf seine glücklichen Bewohner die verschiedensten Delicatessen herabregnet, so regnen hier in ca. 70 bis 80 Paragraphen die herrlichsten und mannigfaltigsten Strafen herab und „Abzug einer Monatsgage“ oder „sofortige Entlassung“ sind stehende Worte in denselben.

Ich muß nun allerdings gestehen, daß alle diese Kontrakt- und Hausgesetz-Bestimmungen überhaupt nur unter besonders ungünstigen Umständen gefährlich werden können, denn es giebt — Gott sei Dank — noch genug gut und künstlerisch geleitete Theater, an denen man seitens der vorgesetzten Behörde an eine Anwendung der meisten dieser Paragraphen kaum denkt. Ich selbst z. B. gehöre seit meinem 21. Jahre — nunmehr also 14 Jahre — der Bühne an, ohne auch nur eine einzige Strafe verwirkt zu haben. Ich will etwa nicht damit sagen, daß ich sie nicht hie und da verdient hätte, ich hatte aber stets mit Vorgesetzten zu thun, die bessere Mittel kannten, eine etwaige Pflichtverletzung zu ahnden, als „Monatsgagen“ und dergleichen mehr. So war ich einst bei meinem Engagement in Würzburg Ursache, daß meinetwegen eine Vorstellung, die dem Director Reimann ein ausverkauftes Haus zu bringen versprach, beinahe unmöglich geworden wäre. Clara Ziegler gastirte und „Medea“ sollte mit ihr in dem benachbarten Aschaffenburg gegeben werden; ich hatte den Jason darzustellen, eine Rolle also, die nicht gleich von einem Andern übernommen werden konnte. Um 1 Uhr und 1½ Uhr Nachmittags ging je ein Zug dorthin ab. Durch ein unglückseliges Mißverständnis glaubte ich, daß beide Züge eine Stunde später abgingen und ich schlenderte eben gemüthlich zum

Bahnhof, als mir eine Droschke entgegenkam, in der einige nicht beschäftigte Collegen saßen, die mich — als sie meiner ansichtig wurden — zu sich in den Wagen zogen, mit mir in Carrière zum Bahnhof fuhren und mir dabei — sie hatten selbst den Kopf verloren, denn an der Thatsache war nichts mehr zu ändern — in die Ohren schrien: „Sie haben den Zug versäumt!“ Ich hielt es anfangs für einen Scherz; als ich jedoch das öde daliegende Bahnhofsgebäude betrat, dämmerte mir der Ernst der Situation allmählich auf. Was ich dabei empfand, läßt sich nicht beschreiben. Eine Möglichkeit, zur rechten Zeit noch in Aschaffenburg einzutreffen, war ausgeschlossen. Ich wollte auf einer Locomotive nachfahren, dieselbe hätte aber — abgesehen von dem Kostenpunkt — 24 Stunden vorher bestellt sein müssen. Ein einziger Zug ging noch um 7 Uhr Abends, der jedoch erst um 8³/₄ dort ankam; um 7 Uhr sollte aber die Vorstellung beginnen. In dumpfer Verzweiflung saß ich da, die Depeschen schwirrten hinüber und herüber und das endliche Resultat war, daß ich dennoch mit diesem Abendzuge fahren sollte. Durch Anschläge sollte dem Publikum mitgetheilt werden, daß die Vorstellung erst um 9 Uhr beginnen könne. Ich wagte mich aus dem Bahnhofsgebäude nicht mehr heraus, um nicht auch diesen Zug zu versäumen. Endlich setzte er sich — mich mit sich führend — in Bewegung. Man kann es mir ohne Betheuerung glauben: ich habe in der 1³/₄-stündigen Fahrt einen großen Theil meiner Sünden abgüßt. Ein Pfiff der Locomotive und der Schaffner ruft: Aschaffenburg! Mein Director erwartete mich. Ohne ein Wort des Vorwurfs geleitete er mich schnell zur Droschke, die mich citissime zum Theater führte. Dort standen die Garderobiers und Collegen, jeder mit einem Stück meiner Garderobe bewaffnet, in die ich eiligst stürzte und ohne Besinnung hinaus auf die Scene! Clara Ziegler trat mir mit eigenthümlichem, nicht ganz zum Character der Medea passendem Lächeln auf der Bühne entgegen. Um 12 Uhr Nachts war Alles glücklich vorüber. — Den nächsten Tag trat ich zerknirscht bei meinem Director an, mir schwirrte ein dunkles Gefühl vom Abzug einer „Monatsgage“ durch den Kopf. Lächelnd wurde mir jedoch mitgetheilt, daß meine Angst wohl Strafe genug

gewesen wäre und damit war die Angelegenheit erledigt, bis auf eine Zeitungsnotiz, in der die „Medea mit Hindernissen“ eingehend besprochen wurde.

Dies kleine Intermezzo ist jedenfalls ein Beweis dafür, daß die gefürchteten Paragraphen nur von Seiten einer gewissen Kategorie von Directoren überhaupt benutzt werden. Diesen ihre Willkürherrschaft unmöglich zu machen, wird also auch lediglich das Bestreben einer Agitation gegen die bestehenden Kontrakte sein.

Eine solche ist jetzt im Gange; hoffen wir von ihr das Beste. Ich vermuthe aber, daß ein allseitig befriedigendes Resultat erst dann zu erzielen ist, wenn der Schauspielerstand — vereinigt unter der Flagge der „Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger“ — im Stande ist, als wirklich gleichberechtigt den Directoren gegenüber zu treten und so sich selbst und aus eigener Kraft neben der heutzutage so veränderten gesellschaftlichen Stellung eine würdige rechtliche Position zu erkämpfen.



Adolf Wallnöfer.

Von dem gefeierten Saisongast, der in den Wintermonaten 1896/97 als Heldentenor unserer Bühne angehörte, sind uns einige Daten zur Verfügung gestellt worden, die wir den Lesern des Decamerone vorzuenthalten uns nicht für berechtigt ansehen, da diese Zusammenstellungen aus Wiener Blättern einerseits für die Bedeutung des geschätzten Sängers Zeugniß ablegen, andererseits aber einige biographische Hinweise enthalten, die nicht unwillkommen sein dürften.

Die Vergangenheit wird auch in Bezug auf die Musik, diese jüngste aller Künste, mit Vorliebe die gute alte Zeit genannt, mag die Gegenwart noch so hervorragende Meister der Töne hervorgebracht haben. Die Reihen derer, welchen Mendelssohn als der letzte Classifier und Schumann, Liszt, Brahms und Wagner als Rezer gelten, haben sich zwar stark gelichtet, allein die Species selbst ist noch lange nicht ausgestorben. Es hieße, den genannten Epigonen einen schlechten Dienst erweisen, wenn man für ihr „Recht auf Berühmtheit“ neben den allgemein anerkannten Classikern jetzt noch eine Lanze brechen wollte. Wenn wir dennoch einen Umstand, allerdings von hervorragender Bedeutung zu Gunsten der „Neuen“, insbesondere aber zu Gunsten Wagner's anführen, so geschieht es, weil dieses Moment sogar eine starke geistige Ueberlegenheit, namentlich des letztgenannten Meisters seinen Vorgängern gegenüber bekundet. Es ist dies die innige Verschmelzung von Ton und Wort, der geistige Zusammenhang zwischen Musik und Text, die denkbar höchste Vollendung in der Erzielung eines

natürlichen Tonfalles im Gesang. Es ist natürlich, daß Wagner auch unter den Sängern und Sängerinnen als Reformator gewirkt und einen Gesangsstyl geschaffen hat, dessen Repräsentanten seit wenigen Jahrzehnten eine stattliche Reihe der glänzendsten Gesangssterne bilden. Schon lange vor den Baireuther Aufführungen waren Tichatschek, Schnorr von Carolsfeld, Niemann und Bez, dann Mathilde Mallinger, Marianne Brandt und manche Andere die thatkräftigsten Ruhmesapostel Wagner's, und die Festspiele in Baireuth, woselbst seine letzten Werke in mustergiltiger Vollendung aufgeführt wurden, haben zahlreiche neue und tüchtige Kräfte in die Erscheinung treten lassen, und der von Wagner verfolgten Sache neue, bewährte Jünger zugeführt. Als der besten Giner in der künstlerischen Interpretation Wagner'scher Werke gilt zur Zeit Adolf Wallnöfer, welcher sämtliche Tenor-Heldengestalten aus Wagner's Musikdramen, außerdem aber die Tenorpartien des klassischen Repertoires in den Opern von Gluck, Mozart, Beethoven, Weber, sowie in den romantischen Opern von Marschner, Schumann, Götz, Goldmark und anderer moderner Meister zu singen berufen ist. Vor Allem ist Wallnöfer ein Wagner-Sänger par excellence, womit Alles gesagt ist, wenn man obige Charakteristik des Wagner'schen Gesangsstyles in's Auge faßt, und so kurz auch die Wirksamkeit des genannten Sängers an der hiesigen Bühne war, so rasch hat sich derselbe die Sympathien der Opernfreunde zu erringen gewußt.

Der Vater Adolf Wallnöfer's gehörte zu jenen in Wien nicht seltenen Männern, die neben ihrem geschäftlichen Berufe die Musik mit vollstem Ernst und Eifer pflegen. Mit einer außerordentlich wohlklingenden und trefflich geschulten Stimme begabt, dabei durch und durch musikalisch, war er vollberechtigt, zu allen großen Musikern, die Wien seit den Zwanziger-Jahren unseres Jahrhunderts beherbergt hat, in nahe Beziehung zu treten. Er war einer der Ersten, die den „Erkönig“ sangen; zahllose Lieder hat Franz Schubert selbst mit ihm studirt. Beethoven lauschte noch dem Gesange des hochbegabten Dilettanten, Lablache unterrichtete ihn. Weber, Rossini, Chopin waren ihm befreundet.

Pacini's Oper „La schiava di Bagdad“ wäre verschollen, wenn nicht der alte Herr sie jahrelang durch den vollendeten Vortrag einer Baß-Arie vor Vergessenheit bewahrt hätte. Diesem Vater verdankt Adolf Wallnöfer seine ersten Musik-Eindrücke; von ihm hörte er die Schubert'schen Lieder, wie sie zu Schubert's Lebzeiten, von ihm selbst accompagnirt, gesungen worden waren. . .

Mit diesen Anregungen im Gemüthe sollte Wallnöfer Kaufmann werden; aber statt an der Wiener Handelsakademie Wechselrecht und die Geheimnisse der Primanota zu studiren, nahm er heimlich Gesangsunterricht, bildete sich theoretisch und praktisch in der Compositionslehre aus, und gab bald so zweifellose Proben seiner Begabung, daß man seinem Wunsche, Musiker zu werden, nicht länger widerstrebte. Anfangs durch das große Talent Johannes Brahms' in Wien festgehalten, zog es ihn bald nach Baireuth, wo Richard Wagner die erste Aufführung im Festspielhause vorbereitete.

Wallnöfer sang damals Barytonpartien; aber die überaus ernste Selbstkritik, die einen Grundzug seines Wesens bildet, zwang ihn zu der Erkenntniß, daß es mit seinem Gesange nicht weit her sei. Schon wollte er auf die Sängerkarriere gänzlich verzichten, sich ausschließlich der Composition widmen, als er durch einen Zufall entdeckte, daß er eine ganz falsche Schule genossen habe, daß er in Wirklichkeit eine Tenorstimme besitze. 1874 sang er bereits beim Musikfeste in Aachen als Solist große Partien, wodurch er sich als Concertsänger in Deutschland und Oesterreich einführte und unternahm 1875 eine Reise durch Deutschland, bei welcher er 60 Concerte absolvirte. 1876 ließ er sich in Wien als Gesangslehrer nieder und gab daselbst viele Concerte, worauf er nach zwei Jahren wiederum auf einer Reise durch Deutschland, Dänemark, Holland, Belgien, die Schweiz über 80 Concerte veranstaltete, welchen er 1879 ausschließlich Wagner-Concerte in Wien, Prag, Dresden, Berlin, Hamburg und Köln folgen ließ. 1880 bewirkte er seinen definitiven Uebertritt aus dem Barytonfach in das des Tenors, wozu sein Organ vermöge seiner hohen Lage prädestinirt erschien, und nachdem er sich in Berlin für die Bühnenlaufbahn

vorbereitet hatte, trat er im September als „Troubadour“ im Olmüzer Theater zum ersten Male auf. 1881 wurde er von Angelo Neumann für seine Richard Wagner-Tournée engagirt, wobei es sich ereignete, daß er u. A. in Bologna den „Siegfried“ ohne jede Probe Abends übernahm und mit ganz außergewöhnlichem Erfolge durchführte. Ueberhaupt feierte er in Italien große Triumphe in „Walfüre“ und „Siegfried.“ Hierauf engagirte Neumann den nun zum Wagnerfänger gereiften jungen Künstler nach Bremen, woselbst er zwei Jahre unter steigender Beliebtheit wirkte, worauf er schließlich dem genannten Director nach Prag folgte.

Es wird nicht uninteressant sein, an der Hand des ad hoc gesammelten statistischen Materials das künstlerische Wirken Adolf Wallnöfer's während der zehn Jahre seines Engagements in Prag zu verfolgen. Innerhalb des genannten Zeitraumes war er in 635 Vorstellungen beschäftigt und die Zahl seiner Opernpartien belief sich auf 72. Er sang den „Lohengrin“ und „Tannhäuser“ je 42mal, den „Silvio“ (Bajazzo) 32mal, den „Siegfried“ (Walfüre) 25mal, den „Don Ottavio“ und „Max“ (Freischütz) je 21mal, den „Walthar Stolzing“ 20mal, den „Gaston“ (Drei Pintos) 19mal, den „Erif“ (Fliegender Holländer) 18mal, den „Tristan“ und „Loge“ je 17mal, die beiden „Siegfried“ und den „Xaver“ (Hexe) je 16mal, den „Florestan“ 15mal, den „Faust“ (von Gounod) 14mal, den „Affad“, „Radamès“, „Fenton“ und „Eddin“ (Mara) je 12mal, den „Fernando“ (Cosi fan tutte) 10mal, den „Boabdil“ (v. Moszkowski) 9mal, den „Tamino“ und „Hüon“ je 8mal, den „Robert“ (Meyerbeer), „Rienzi“, „Wanja“ (Kinder der Haide), den „Diaz“ (Tribut von Zamora) je 7mal, den „Basco de Gama“, „Rinald“ (Armida), „Massarena“ (Schwarzer Domino), den „Herzog“ (Jungfrau von Orleans) je 6mal, den „Adolar“ (Coryphanthe), „Rodrigo“ (Satanella), „Eliero“ (Moses von Rossini), „Konrad“ (Hans Heiling), „Lord“ (Eddystone) je 5mal, den „Israël“ (Emerich Fortunat), „Graf Almaviva“, „Valentin“ (Faust von Zöllner), „Léon“ (Maurer und Schlosser), „Friedrich“ (Friedel mit der leeren Tasche), „Erif“ (Trode) und „José“ (Rose von Pontevedra) je 4mal, den „Mozart“ (Schauspieldirector), „Duval“

(Der vierjährige Posten), „Barbarino“ (Stradella), „Faust“ (von Boito), „Nadori“ (Zeffonda), „Turiddu“, „Messac“ (Nächtliche Werbung), „König August“ (Ein treuer Schelm) und „Walther von der Vogelweide“ (von Rauders) je 3mal, den „Don Juan“, „Belmonte“ (Entführung aus dem Serail), „Sever“ (Norma), „Abu Hassan“ (von Weber), „Hugo“ (Undine), „Achilles“ (Iphigenie in Aulis), „Admetos“ (Alceste), „Muradin“ (Betrogene Kadi), „Johann von Paris“, „Astorre“ (Hochzeit des Mönchs), „Philémon“ (v. Gounod), „Zampa“, „Junker Heinz“ (von Perfall), den „Gondolier“ (Othello von Rossini) je 2mal, den „Idomeneo“, „Titus“, „Bois Rosé“, „Gaston“ (Traviata), „Baba Mustafa“ (Barbier von Bagdad) je einmal.

Diese Riesensumme von Thätigkeit erscheint in einer neuen, interessanten Beleuchtung, wenn man die Namen der 38 Componisten, in deren Opern Wallnöfer beschäftigt war, zur Grundlage dieser Statistik nimmt: So war beispielsweise Richard Wagner mit mehr als dem dritten Theil sämmtlicher Debüts Wallnöfer's und zwar mit 231 Vorstellungen, Weber mit 56, Mozart mit 50, Leoncavallo mit 32, Gounod mit 23, Enna mit 16, Beethoven, Ferd. Hummel mit je 15 u. s. w. vertreten.

Ab. Wallnöfer ging nach 10jähriger Thätigkeit von Prag fort, um die Direction des Stadttheaters zu Stettin zu übernehmen und gleichzeitig ein Gastspiel am Metropolitan-Opernhause in New-York zu absolviren, woselbst er für die Helden-tenor-Partien in Wagner's Musikdramen, sowie Faust, Aida, Carmen, Hugenotten und andere Rollen engagirt war. Von New-York machte er Reisen durch ganz Nordamerika mit größtem Erfolg und kehrte im Mai 1896 zurück, um die in Stettin übernommene Direction wieder niederzulegen, da er neue Gastspielverträge einging und dazu frei sein mußte.

Wallnöfer hat sich auch als Componist einen Namen gemacht. Seine Werke, etwa 150 Gesänge, viele Claviercompositionen, Chöre, Orchester und Chorwerke, bisher die Opuszahl 38 erreichend, haben viel Anklang und Verbreitung gefunden. Kein Geringerer, als Franz Liszt äußert sich in einem Briefe an Wallnöfer, daß dessen

Balladen und die Composition von Göthe's Gedicht: „Die Grenzen der Menschheit“ mächtig und außergewöhnlich wirkungsvoll sind. Nicht minder lobend bespricht Liszt in einem zweiten Briefe Wallnöfer's Composition der „Blumenrache.“ Auch von Adolf Jensen, Johannes Brahms und J. B. Scheffel besitzt Wallnöfer sehr schmeichelhaft gehaltene Zuschriften.

Zu Riga componirte er 53 Gesänge nach Gedichten von H. Schmidt, Chr. Mickwitz, Puschkin, Aicharin und anderen russischen und baltischen Dichtern neben seiner Sänger-Thätigkeit hier und auswärts.



Rechtliche Anzeigen.

(Aus dem Jahre 1851.)

Beiträge ehemaliger Mitglieder.

Leontine Adler.

(Frau Minuth.)

S Du fröhliche, schöne Studienzeit!

Wer kennt und beneidet nicht die herrliche, glückliche Zeit des Studenten, wenn er auf der Hochschule wenig hört und viele, viele Streiche macht, bummelt, tanzt und später, wenn er im reifern Leben schafft, an seine Jugendzeit wie an ein verbrauchtes Märchen denkt. Aehnlich ist's auch heutzutage mit der Studienzeit des Schauspielers, die das große Publikum nur wenig kennt. In den meisten lebt noch der gute alte Glaube, daß man sein Lehrgeld auf den ärgsten Schmieren gezahlt, bis ein glückliches Schicksal einen aus diesen unwürdigen Verhältnissen reißt. Das war damals, als noch eine Rachel, eine Ristori, Schröder-Devrient jung waren — die wurden entdeckt. Aber uns modernen Menschenkindern geht es anders. Wir haben es nicht mehr nöthig, zu hungern, zu darben, uns an unserem Talent allein zu sättigen. Für uns sind großartige Konservatorien eingerichtet, wo wir gebildet, gedrillt und geschnurregelt werden, bis wir es nach zwei Jahren als fertige (?), oft sehr unreife Schauspieler verlassen. — In der schönen Kaiserstadt haben wir das Konservatorium, in welchem unsere Burgtheatergrößen den Spezialunterricht ertheilen, Universitätsprofessoren in Kunstgeschichte, Litteratur, Poetik, Aesthetik, Mythologie, Theatergeschichte u. s. w. Vorträge halten, wo Sprachen gelehrt werden, Tanz- und Fechtstunden gegeben werden. Man sieht daraus, daß da eine junge Bühnenkraft eine ganz gute Schule durchmacht.

Gegen Mitte September naht der Tag der Aufnahmeprüfung, hochinteressant für den Beobachter, der da sein Skizzenbuch füllen kann. Im Jahre 1889 befand auch ich mich unter 72 Bewerbern. Ich war noch sehr jung, ich zählte 16 Jahre, da ist man noch fest und hat viel Muth. Trotz meiner Aufregung, meiner Angst, das Herz schlug mir zum Berspringen, ist mir doch der Tag mit all seinen Einzelheiten in lebhafter Erinnerung, wirkten doch viele der Erschienenen unglaublich auf meine Lachmuskeln. Da gab es welche, die schon dreißig bis vierzig Lente auf dem Rücken trugen, und dabei so thaten, als drückten die gar nicht. Viele zeichneten sich durch Hängelocken und schmachtenden Blick aus, andere durch auffallende Farben in den Kleidern, Jünglinge mit Vatermördern, Riesenschlipfen und pomadisirten Köpfen sahen herausfordernd die nach gewöhnlicher Art gekleideten Menschen an. Dies alles ist natürlich nicht angethan, um für die Leute einzunehmen. Aber erst ihre krankhaft übertriebene Sprache! Wo maninhört, ein neuer Sonmenthal oder Lewinsky, eine zweite Wolter oder Hohenfels. Aber auch solche Leute finden ihr Publikum, denn ich kann nicht leugnen, daß auch meine Jugend einen gewissen Respekt vor diesen Talmigrößen bekam, die durch selbstbewußtes Auftreten ein naives Gemüth zu täuschen verstehen. Allerdings ging meine Hochachtung bald vorüber, als nach der Prüfung Hofrath von Weilen die Aufgenommenen beim Namen rief, um seine neue Schaar um sich zu sammeln und keiner von diesen Riesenschlipfen darunter war. Man sah noch bei ihrem Abgehen, dieselben sich stolz den Staub von ihren Füßen schüttelnd mit der Ueberzeugung, daß sie für dieses Haus viel zu gut wären. — Zwanzig Schüler waren wir nun im ersten Jahrgang; nach einem Vierteljahr wurde fürchterliche Musterung gehalten -- bis dahin ist man seines Bleibens nicht sicher -- nun schmolzen wir auf fünfzehn zusammen und am Schluß des ersten Jahres waren wir nur noch elf. Christine und Therese Hebbel besuchten gleichzeitig mit mir das Konservatorium. Aus den Zurückgewiesenen bildet sich ein großer Theil unseres Schauspielersproletariats; denn Glauben schenken diese jungen, von sich eingenommenen Leute denen nie, die ihnen abrathen, und so gehen

sie dann in die Privattheaterschulen, in welchen alte Schauspieler, um ihr Leben zu fristen, jeden aufnehmen, der nur bezahlt. —

Das erste Jahr auf dem Konservatorium ist dem Sprechunterricht gewidmet; da werden die Wiener Kinder ihres Dialekts entwöhnt und thatenlos müssen wir den dramatischen Uebungen des 2. Jahrganges beiwohnen. Doch bald ist solch ein Jahr in Frohsinn und Heiterkeit entflohen. Man ist ständiger Gast der vierten Gallerie des Burgtheaters, der heute volée der wahren Kunst. Aber welch eine Parteilichkeit, welch ein Haß herrschen oft hier. Die Sonnenthaltschwärmer sitzen rechts, links die für Lewiusky, rothe Halschleifen trug man für Robert, blaue für Krastel; man zitterte und bebte, wenn Frau Wolter einen Blick auf einen von uns warf beim Verlassen des Theaters.

Gegen Weihnachten naht im 2. Jahrgang die erste öffentliche Vorstellung. Um 7 Uhr beginnt die Aufführung; womöglich um 3 Uhr sitzen die jungen „Künstlerinnen“ schon in der Garderobe und machen ihre ersten Schminkversuche. Ich verbrauchte, so unglaublich es klingen mag, ein ganzes Döschen Lippenminke; in meiner dreijährigen Bühnenlaufbahn verbrauchte ich auch nur ein Döschen. — Um 6 Uhr erscheint die Hauptperson des Abends — der Friseur, welcher gleichzeitig Schminker ist. Eine „Medea“ oder „Grille“, ihm sind die Charaktere egal — gleichmäßig legt er den jungen Damen ein paar rothe Flecken auf die Wangen, verreibt sie mit einer Hasenpfote, zwei schwarze Striche über die Augen, zwei unter die Augen, ein rother Punkt auf die Lippe bringen seine Arbeit zum Schluß und wir sehen bewundernd unser Bild im Spiegel, uns kaum erkennend. Das Theater ist gefüllt bis aufs letzte Plätzchen. In den ersten Reihen sitzen die Professoren, Kritiker, Schriftsteller und Stifter, dann folgen Eltern, Bekannte und das vierte Galleriepublikum; denn die vom hohen Olymp halten fest zusammen.

Selbst wankt man auf die Bühne, wäre die Schande nicht zu groß, man kehrte noch im letzten Augenblick um und verschwände auf ewig. Hinter den Couliissen stehen die Lehrer selbst, aufgereggt für ihre Zöglinge, denn oft gilt es auch für den Lehrer etwas,

über seinen Schüler Gutes zu hören. Der Vorhang geht auf — man spricht das erste Wort — ist dabei nicht gestorben, und nun ein wenig Muth! und wir zeigen, was wir können. Es geht alles ganz gut, der Vorhang trennt uns wieder vom Publikum, der Applaus klingt wie Sphärenmusik, es wird geklatscht, gerufen, wir dürfen aber nicht danken, — mit Recht — denn hier muß der Beifall mehr als Aufmunterung für die Zukunft gelten; dem Lehrer kommt der Beifall zu, der uns so weit gebracht. Doch wir gehen mit dem glücklichen „bescheidenen“ Gefühl zur Ruhe: Burgtheater, räume auf mit Deinen alten Größen, eine neue Generation ist erschienen, die Dir zeigen wird, wie man spielt!!!

Einen Tag später beginnen oft schon die Unterhandlungen mit den Agenten, den modernen Vampyren; doch auch auf diesem Gebiet fängt es langsam an, Tag zu werden, eine starke Strömung ist gegen diese Agenten im Zuge. Ostern folgt die zweite öffentliche Vorstellung, dieser noch einige und im Juli erfolgt der Konkurs, die Preisbewerbung. Bereits hier beginnen die Intriguen, die dann auf der echten Bühne zur vollen Blüthe gedeihen. Wohl dem, der dann einen I. Preis nach Hause trägt! Die meisten begnügen sich mit einem II. oder kommen auch ohne aus. Auch mich hatte das Schicksal mit einem I. Preis bedacht, aber kalt und trostlos ließ er mich. — Ich hatte vierzehn Tage vorher meinen Vater verloren, der mit so schwerem Herzen starb, weil er mich in einem Berufe sah, den er hochschätzte, dem er aber nur von ferne zusehen wollte; sein Kind in den bekannten Kämpfen zu wissen, war ihm traurig.

Durch direkte Verbindungen kam ich nach Meiningen, dem Ziel aller Kunstjünger, die etwas lernen wollen, den Herrn Agenten dadurch ein Schnippchen schlagend. Ich eilte nach der schöngelegenen kleinen Kunststadt; nach einem Probespiel kehrte ich mit einem dreijährigen Kontrakt in der Tasche nach Wien zurück, um nach kurzer Zeit in Meiningen mich unter die Fahne des kunstsinrigen Herzogs zu stellen. Es begann eine wunderbare Zeit der Proben, welche der Herzog alle persönlich leitete. Ich schwelgte in Glück und Seligkeit, als ich zu Weihnachten meine erste große

Rolle spielte, es war die „Loni“ im „Herrgottschneider.“ Nach dem 2. Akt bekam ich die Rolle der „Angelique“ im „Gingebildeten Kranken“ in die Garderobe geschickt — ich war überglücklich. Später war ich gekränkt, als mir die großen Rollen nicht dukendweise zufließen — ich bat um meine Entlassung. Inzwischen gastirten wir in Leipzig, Breslau, Petersburg. In letzter Stadt bekam ich den Antrag, nach Riga zu kommen. Ich wartete nicht auf die Antwort des Herzogs, ich entschied mich für Riga. Noch ging ich mit nach der alten Krönungsstadt Moskau, nach dem schönen Kiew und dem meerbespülten Odeffa. An der polnischen Grenze trennte ich mich schweren Herzens von den liebgewordenen Kollegen und kehrte an die blaue Donau zurück. Mit leichtem Herzen und noch leichterem Beutel fuhr ich im September nach Stettin; vertrauensfelig übergab ich mich zum ersten Mal in meinem Leben der See, die aber mein Vertrauen nicht zu schätzen verstand; ihr Brausen und Wogen war fürchterlich und erst bei Domesnees sammelte ich meine müden Glieder; um 2 Uhr kamen wir in Riga an. Vom Theaterdiener wurde ich empfangen, der mich schlauer Weise durch die schönsten Straßen Rigas fuhr, um mir einen recht guten Eindruck von der alten Hansestadt zu geben. Um 4 Uhr war schon Probe zu „Don Carlos.“ Mit Liebe und Lust gab ich mich meinem neuen Wirkungskreis hin, doch an ein künstlerisches Studium konnte oft gar nicht gedacht werden. Mein Rollenrepertoire war noch ein ganz kleines und fast jede Woche brachte mir ein bis zwei neue Rollen. Es giebt zwei große Uebel für den jungen Schauspieler: das Zuwenig und Zuviel. Das Zuwenig-Spielen läßt einen das Vertrauen zu sich selbst verlieren, das Zuviel-Spielen läßt an ein Ausarbeiten der Rollen kaum denken. —

In Schaffen und Arbeit verging das erste Jahr. Die Zeit, die nach dem Studium, den Proben und den Vorstellungen bleibt, ist den Kostümen gewidmet, eine große, schwere Sorge für viele Anfängerinnen. Oft muß ein Kleid, das heute des großen Wallenstein Tochter zierte, morgen zum Brautkleide der eleganten französischen „Claire“ im „Hüttenbesitzer“ dienen. — Und doch war sie so herrlich, diese Zeit! — Hin und wieder fuhren wir nach

Mitau, mehr, um in apartem Scherz und Vergnügen uns eine Abwechslung zu schaffen, als in der Absicht, das dortige Publikum zu erfreuen. Jeder leistete, mit so viel Humor wie ihm eigen war, sein Möglichstes bei diesen „Rutschern.“ Selbst Direktor Martersteig ließ einen Theil seines Ernstes und seiner Würde in Riga, doch sein Regietalent begleitete ihn alleweil.

In Riga ist es keine Kunst, ein Gewitter hervorzubringen. Da kommt ein Comité zusammen, das sofort eine Donnermaschine anschafft, wenn es nöthig, ebenso Sturm- und Blitzapparate. In Mitau macht man das aber anders. Wir gaben da einmal die „Waise von Loowod.“ Im 4. Akt geht Jane über die Bühne, um aus der anstoßenden Bibliothek eine Mappe mit Zeichnungen zu holen; ein fürchterlicher Sturm, der das alte Gebäude in allen Fugen erschüttert, läßt sie vor Angst und Grauen nicht von der Stelle, mich aber ließ das Lachen nicht fort, die Hände vor dem Gesicht, als ob ich mir vor Angst die Augen deckte, lachte und lachte ich, bis der „Sturm“ sich legte. Hinter der Scene stand nämlich Direktor Martersteig und rieb auf einem Stück Kaliko mit einer Kleiderbürste Sturm.

Zum Schluß des zweiten Jahres ging es nach Fellin und Bernau. Gut, daß unser lieber Schiller so weit von dort begraben; ich weiß nicht, was passirt wäre, wenn er seine „Räuber“ und „Kabale und Liebe“ in unserer Aufführung gesehen hätte. Wegen Mangels an Personal mußten verschiedene Rollen gestrichen werden, andere auf ein Geringes gekürzt. Doch den Verstand des Einzelnen schärfte jedes Hinderniß und nur dieser in Summa, gepaart mit lustiger Stimmung, half über alles hinweg.

Doch diese unsere Abstecher in die Gebiete, in denen wir glaubten, in der Hauptsache unserm Vergnügen (Profit?) nachgehen zu können, erinnerten gar zu leicht an diejenigen Kollegen, deren Welt die dortigen Blätter bedeuten. Dann träumte mir manchmal, daß die Zeiten vielleicht mit Hülfe der mehr und mehr zunehmenden Aufklärung und des Staates endlich andre werden müßten, die Schauspieler allesammt in guten, in jeder Weise hochstehenden Schulen zu tüchtigen und ehrenwerten Leuten ausge-

bildet würden, die Wahl der jungen Leute zum Schauspielerberuf keinen Grund zu Differenzen und Zermürnungen mit den Ihrigen mehr geben könnte. Aber leider ist heute noch nicht ganz das Wort verhallt, welches zur Zeit der großen Neuberin erklungen: „Nehmet die Wäsche ab, Komödianten kommen!“

Jellin und Bernau sollten für mich die letzten Stätten meiner Bühnenthätigkeit werden. Wohl fesselte mich ein neuer Kontrakt an Riga, aber nicht an das Haus auf dem Theaterplatz, sondern an ein kleines Häuschen in der Vorstadt, für welches ich mich für lebenslänglich entschieden habe. Auch hier ernte ich meinen Beifall und schönen Lohn, welcher sich in wahrer Zuneigung der Meinen äußert, unabhängig von dem Gelingen meiner Einzelleistungen und der Stimmung der Beifallszender.

Hat die Gegenwart auch das Schönste für mich aufgespart, was ein Frauenherz beglücken kann, so bleibt mir doch die Erinnerung an das Theater unvergeßlich, danke ich doch ihm die schönsten Jahre meiner ersten Jugend.



Jenny Himmighofen.

Geehrter Herr!

Sie beehren mich mit der Aufforderung, Ihnen irgend einen Beitrag zu Ihrem „Defamerone der Rigaer Bühnenkünstler“ zu liefern. — Sehr gern, und das um so mehr, als es ja für meine lieben Rigenfer bestimmt ist. Aber was? Sie sprechen von Begegnungen mit berühmten Persönlichkeiten. Gewiß, ich bin mit manchen Berühmtheiten zusammengekommen. Aber wenn ich eine herauswählte, fürchte ich, die anderen, die ich mit Schweigen übergehen müßte, zu beleidigen, und ich beleidige Niemanden gern. — „Plauderei?“ Ach ja, ich könnte schon über mancherlei plaudern — aber ich ziehe die Plauderei, die von Mund zu Mund geht, einer schriftlichen Plauderei vor. An der Tinte macht man sich selbst leicht schwarz und verschwärzt womöglich auch noch seine Mitmenschen, auch dieses möchte ich vermeiden.

Nun sprechen Sie auch von einem kurzen Lebensabriß, nun, das wäre eher etwas für mich. Zwar habe ich Merkwürdiges nur wenig zu berichten. Ich bin immer die gerade Straße gegangen und eine Reisebeschreibung ist doch eigentlich nur interessant, wenn sie auch einmal abseits durch romantisches Land führt, in dem es nicht ganz geheuer ist und der Erzähler beweisen kann, wie er allen Lagen gerecht und, wenn es Noth thut, auch einmal zum Helden werden kann, in der Erzählung wenigstens und darauf kommt es doch zumeist an. Ich habe nichts dergleichen zu berichten. Ich blieb, wie gesagt, auf der ebenen Heerstraße und kann es in keiner Weise bereuen, wenn ich auf den zurückgelegten Weg zurückblicke. —

Mit Stolz kann ich sagen: ich bin eine Landsmännin Göthes! Meine Familie war eine gut bürgerliche, und in der Weise verfloß meine erste Jugend. Aber früh schon regte sich in mir die Liebe zum Theater. Einfluß darauf mochte wohl der Umstand haben, daß alljährlich am Geburtstage meiner Mutter wir Kinder vor einer vielzählig geladenen Gesellschaft ein Theaterstück aufführten, welches stets sorgsam, gewissenhaft und mit einem heiligen Eifer vorbereitet wurde. Unser Vater fungirte dabei als Dekorationsmaler und Theatermeister, ein Onkel, Dr. der Philosophie und damaliger Kritiker an der „Frankfurter Zeitung“, übernahm die Einstudirung, sowie die richtige Auswahlung des Costüms und sogar des Schminkens.

Merkwürdigerweise, ich, sonst die Schüchternste und Tappischste von meinen Geschwistern, errang bei diesen Festlichkeiten stets den größten Erfolg und zog zumeist die Aufmerksamkeit des damals allerdings sehr dankbaren Publikums auf mich, es war Allen ganz unfaßbar, wie die sonst so stille und stets in Verlegenheit gerathende Jenny auf einmal so aus sich herausgehen konnte. —

In der Schule war ich der richtige „Schulfuchs“, wie ich denn auch zu Hause von meinen Geschwistern genannt wurde.

Ich erfaßte Alles mit der größten Gewissenhaftigkeit, sah in meinen Lehrern und Vorgesetzten — Götter — ein Lob von ihnen rief eine nachhaltige Seeligkeit in meinem Herzen hervor, sowie ein Tadel mich namenlos unglücklich machen konnte. —

Als diese, für mich so schöne Zeit zu Ende war und ich mich nun nach meiner Confirmation im Hauswesen meiner Eltern nützlich machen sollte — da konnte ich so gar keine innere Befriedigung finden, ich hatte das Gefühl, daß mehr dazu gehören müsse, das Leben auszufüllen. — Mein größtes Glück war das Theater=Abonnement! Ja, das muß herrlich sein, so den Gestalten unserer großen Klassiker, für die ich in der Schule schon begeistert war, Leben und Seele geben, sie verkörpern zu können, sich in eine große weite Phantasiwelt zu versetzen, das könnte gewiß dem Leben Inhalt, dem Geiste Nahrung und Anregung geben! — Dieser Gedanke qualte mich Tag und Nacht, bis endlich der Entschluß in

mir reifte, dem Onkel Doktor mein Geheimniß anzuvertrauen, mein Sehnen zu entdecken und ihn zu Rathe zu ziehen.

Ich hatte ihm ja doch schon Jahre lang Proben meiner schauspielerischen Begabung oder Nichtbegabung gegeben, er sollte das Urtheil über mein Wohl oder Wehe aussprechen.

Na, derselbe war eigentlich wenig erfreut und hoch erstaunt, als ihm sein stilles, mageres, hochaufgeschossenes, ungelenktes Nichtchen in allem Ernste den Entschluß mittheilte, zum Theater gehen zu wollen. — Indesß er prüfte mich, ließ mich einige, mir noch unbekannte Gedichte vorsprechen und sein Urtheil ging schließlich dahin, daß doch wohl Talent vorhanden sein müsse, aber sein Urtheil solle nicht Ausschlag gebend sein. Einige Tage darauf lud er den damaligen Regisseur und Charakterspieler des Frankfurter Stadttheaters, Herrn Bademat, ein. Nachdem ich ihm vorgestellt wurde, mußte ich ihm ebenfalls eine Probe meines Talents abgeben. Welche Freude für mich, als ich von ihm die Worte vernahm, die ich nie vergessen werde, weil sie mir ja damals die Erfüllung meines heißesten Wunsches in Aussicht stellten, er sagte zu meinem Onkel: „Das Mädchel hat nicht nur Talent, sondern ganz bedeutendes Talent, und wenn Sie, Herr Doktor, ihre Ausbildung nicht übernehmen wollen, so thue ich es mit Vergnügen; indessen könnte ich ihr gar keinen besseren Lehrer wünschen, als Sie es sein würden.“

Und so kam es. Onkel Dr. Tempel übernahm meine Ausbildung. Er sah dabei besonders auf richtige Deklamation und doch schöne Bewegungen, nebenbei wurde noch eine Stunde in der Woche der Litteratur gewidmet. Weniger Gewicht legte er auf das Einstudiren einzelner Rollen, als vielmehr darauf, mich anzuleiten, daß ich selbst lerne, einen Charakter zu erfassen und das Erfasste richtig und für andere leicht erkenntlich zu gestalten. —

Meine Lehrzeit war um. Nun galt es, einen Schauplatz zu ermitteln, auf dem ich das Erlernte praktisch üben könne. Da gastirten die Meininger in Frankfurt. Ihr Führer war Onkel bekannt. So wurde ich ihm vorgestellt und nach kurzer Prüfung erklärte er sich bereit, mein Engagement an zuständiger Stelle zu befürworten. Nach einigen Wochen hatte ich den ersehnten Brief

wirklich in Händen. Ich sollte mich an einem bestimmten Tage, zu einer bestimmten Stunde auf Schloß Liebenstein einfinden, um mich vorzustellen. Wer war glücklicher als ich! Aber — aber — Wer Aehnliches erlebt, wird mich auch ohne weitere Auseinandersetzungen verstehen. Es kam eine fürchterliche Stunde! Keine Vorstellung, und wenn es auch die einer fünfactigen Tragödie mit Vor- und Nachspiel gewesen wäre, hat je wieder einen solchen Eindruck auf mich gemacht, als die auf Schloß Liebenstein, bei der ich eine so wenig beneidenswerthe Rolle zu spielen hatte. — Meine Eltern hatten mich nach dem schönen Thüringer Badeort begleitet und harrten in dem Park in bangender Sehnsucht, während ich ein Examen zu bestehen hatte, gegen welches das des Candidaten Jobs nur ein Kinderspiel gewesen sein mag.

Anwesend waren Se. Hoheit der Herzog von Meiningen, der sich aber wenig einmischte, seine Gemahlin, Freifrau von Helldburg, ehemalige Schauspielerin Ellen Franz, die das Wort führte, und der Geheimrath Dr. Werder, der seine Meinung abzugeben hatte. —

Ich war noch wenig in die Welt gekommen und nun vor einem Herzog, einer Freifrau und einem Geheimrath — mir war sehr beklommen zu Muth, ich hatte mir den Eintritt in meine künstlerische Laufbahn doch etwas gemüthlicher gedacht.

Freifrau von Helldburg betrachtete mich von allen Seiten.

„Wie alt sind sie? sagte sie endlich.

„Ich werde siebzehn,“ gab ich kaum hörbar zur Antwort.

„Da sind Sie ja noch ein kleines Wurm und riechen nach Butterbroden, wie man in England sagt — und wieviel Geschwister haben Sie?“

„Fünf, wir sind sechs,“ gestand ich ängstlich zu, denn ich wußte ja nicht, ob die Zahl der Geschwister mir zu Gunst oder Ungunst ausfallen werde.

Aber damit war die Freifrau wohl zufrieden.

„Gott sei Dank! Dann sind Sie kein verhätscheltes Schooßkind und weinen nicht gleich, wenn man Ihnen etwas sagt.“

Wie wohl that mir dieses Zugeständniß und doch standen mir wahrlich in diesem Augenblick die Thränen näher als das Lachen.

„Was haben Sie studirt?“ ging das Examen weiter. „Natiirlich Maria Stuart, Jungfrau von Orleans und ähnliche Nebenrollen?“

„Ja, Frau Baronin.“

„Und Sie glauben, daß Sie das auch gleich alles bei uns zu spielen bekommen werden?“ fragte Frau v. Helldburg, im Gesicht, wie im Tone eine feine Ironie, die mich halb und halb außer Fassung brachte, mich aber auch wieder reizte, und so antwortete ich denn ziemlich bestimmt: „Jawohl, gnädige Frau, das habe ich geglaubt.“

Nun aber lachte sie laut auf und wandte sich zum Herzog: „Das hat sie auch geglaubt.“ Der Herzog und sein Begleiter schienen das auch ziemlich komisch zu finden, wenn auch nicht in dem Maaße, wie Frau von Helldburg.

„Nun aber lassen Sie sich einmal etwas genauer anschauen,“ wandte sich diese wieder mir zu und musterte mich, wie wohl kaum jemals ein Rekrut von der Aushebungscommission gemustert worden ist.

„Ganz hübsche große Figur“, meinte sie, „etwas sehr mager freilich — aber das macht sich in unseren Costümen — hübsches reiches Haar — schöne, warme Augen — aber der Mund — der Mund könnte entschieden schöner sein — ginge aber schließlich auch. Nun zeigen Sie aber auch einmal, was Sie können. Legen Sie los. Spielen Sie, als ob Sie auf der Bühne wären. Was haben Sie Alles auf Ihrem Repertoire? — Ach das! — Nun also: Maria Stuart, Gartenscene.“

Das Vorhergegangene war ja nun freilich wenig dazu angethan gewesen, mich in die gehörige Stimmung zu versetzen. Und doch fühlte ich es wie eine Erlösung. Ich war doch kein belachtes Schaustück mehr, ich konnte zeigen, was ich vermochte. Anfangs ging es zwar etwas zaghaft, mir war die Kehle wie zugeschnürt und die Brust wie mit Steinen belastet. Aber das gab sich und es ging ganz erträglich. Nun kam noch die Scene zwischen Louise und Lady Milford. Letztere von der Baronin markirt und Faust's Gretchen schloß das kleine Versuchsrepertoire.

Nun traten die Herrschaften zur Berathung zusammen. Gedämpften Tones, aber für meine Ohren doch laut genug, gab Geheimrath Werder sein Urtheil ab, ich scheine ihm gut talentirt zu sein, das Organ sei sehr schön und modulationsfähig, ich spräche einfach und sei schon ganz frei in den Bewegungen. Mir schlug das Herz höher, aber die Freifrau, die wohl merken mochte, daß ich hörte, was verhandelt wurde, setzte alsbald einen Dämpfer auf, indem sie meinte, das sei ja Alles recht schön und gut, aber es müsse sich doch erst auf dem Theater erweisen. Das wurde denn auch zum Beschluß erhoben und ich machte wenige Tage später auf der Liebensteiner Bühne meinen ersten theatralischen Versuch. Er fiel gut aus und ich wurde engagirt.

Nur Maria Stuart oder Jeanne d'Arc spielte ich wirklich nicht. Aber ich habe doch recht viel gelernt und bin den Meinigern und namentlich der Freifrau von Heldburg stets dankbar für die mancherlei Anleitung, die ich bei ihnen fand. Aber man will doch auch spielen und so schnürte ich nach einem Jahre mein Bündel und ging nach Magdeburg und dann nach Freiburg, um mich doch auch in größeren Rollen zu versuchen. Der Versuch gelang, ich fand als Vertreterin des Faches der Sentimentalen Beifall und eben solche Erfolge hatte ich in Köln, wohin ich im Jahre 1884 kam.

Ich habe vorhin von meinem Zusammentreffen mit dem Herzog von Meiningen und seiner Gemahlin erzählt, hier sollte ich nun gar die Ehre haben, vor dem allbeliebten greisen Kaiser Wilhelm zu spielen und von ihm durch freundliche Worte der Anerkennung ausgezeichnet zu werden.

Bei der Anwesenheit des Kaisers in Düsseldorf 24. September 1884 war von den dortigen berühmten Malern ein großes figurenreiches Festspiel geplant. Dazu war auch, was den Sprechenden und singenden Theil desselben anbelangt, das Kölner Stadttheater um freundnachbarliche Hilfe angegangen und der berühmte Helden-tenor Emil Göze war von der Oper und meine glückselige Wenigkeit war vom Schauspiel hierzu ausgewählt worden. Ich werde seinem Theater ja wohl keine Schande machen, meinte Director

Hoffmann. Das war nun überaus ehrenvoll, aber vor einem solchen Publikum zu spielen — das war der Kaiser, die Kaiserin Augusta, der Kronprinz mit seiner Gemahlin und noch eine Menge anderer Fürstlichkeiten. Es war ein eigenthümliches Gefühl, beklemmend und erhebend zugleich, das mich ergriff, als ich vor diesem erlauchten Kreise als altgermanische Priesterin warm empfundene Worte über Deutschlands Geschick und seinen Glanz und seinen Ruhm sprach, den gerade die erkämpft hatten, an die ich sie richtete. In wunderbar gehobener Stimmung war ich noch, als nach vollendetem Festspiele Fürst Wied mit dem Kaiser auf mich zutrat und mich demselben vorstellte. Ich werde niemals vergessen, wie lieb und herzlich freundlich sich auch bei dieser Gelegenheit der hohe Herr zeigte. Ich hätte eine schwere Aufgabe gehabt, sagte er huldvoll, aber ich hätte sie in einer Weise gelöst, daß er nur anerkennen und loben könne. Auch der Kronprinz, der hinzutrat, sprach sich in gleich freundlicher Weise aus. Wer war glücklicher als ich, und daß sich dieses Glück gemindert hätte, als ich kurz darauf ein werthvolles Geschenk und gar eine Skizze unseres guten Kaisers, von Ramphausen angefertigt, mit einem sehr ehrenvollen Begleitschreiben des Fürsten von Wied nach Köln geschickt bekam, als Lohn für meine Thätigkeit, will ich nicht gerade behaupten.

Im Jahre 1887 kam ich an das Stadttheater in Riga. Nun, das wissen Sie ja, daß ich daselbst herrliche Tage, Monate und Jahre verlebte. Ich fand ein Publikum so entgegenkommend und dankbar, so gütig, wie es eben nur in meinem lieben Riga sich findet. Mancherlei dauernde Beziehungen wurden angeknüpft und wie schwer mir das Publikum mein Scheiden von der dortigen Bühne machte, dessen erinnern Sie sich gewiß selbst noch. Der Abend meines Abschiedsbenefizes zählt auch zu den liebsten Erinnerungen meiner Bühnenthätigkeit. Ich wurde förmlich beschüttet mit Zeichen treuer und dankbarer Anhänglichkeit und das Rigaer Publikum darf versichert sein, daß auch ich ihm ein treues Angedenken für alle Zeit in meinem Herzen bewahrt habe. Wie gerne bin ich im Mai 1896 zu einem dreimaligen Gastspiel wieder zurückgekehrt,

wie gerührt war ich von dem mir bereiteten Empfang, ich habe es gefühlt, trotz sechszähriger Trennungszeit noch nicht vergessen zu sein und das will in unserem Laufe schon etwas sagen, darum nochmals Dank meinen lieben Rigensern.

Von Riga kam ich nach langer Pause wieder an das Hoftheater in Meiningen, diesmal aber durfte ich wirklich „Maria Stuart“ und dergl. Rollen spielen, ja die Freifrau ließ mich auf das Schloß berufen und drückte mir ihre sowie des Herzogs volle Zufriedenheit aus, ich spielte in diesem einen Jahr nur bedeutende Rollen, ich wurde öfters auf das Schloß befohlen und durfte mit Frau von Heldburg große Rollen studiren, was mir nun eine große Freude war. Ich ging nach einem Jahre wieder weg von den Meiningern, weil das Theater nur 6 Monate lang in Meiningen selbst spielte, die früheren Reisen aufgegeben waren und somit eine Ferienzeit von 6 Monaten entstand. — Nun bin ich im sechsten Jahre am Königl. Theater in Cassel thätig. Ich spiele nun Heldenmutter, aber auch noch Iphigenie, Antigone und andere klassische Heldinnen und darf auch als Salondame mich in dem modernen Drama und Lustspiel bethätigen. Ich kann nicht sagen, daß mir der Abschied von dem Liebhaberinnen-Fache schwer geworden ist, im Gegentheil, es macht mir Freude, diese verschiedenartigen Rollen und Charaktere zu studiren, ich habe darin ein großes Feld vor mir und da ich verhältnißmäßig frühzeitig in das ältere Fach übergegangen bin, so werde ich mich hoffentlich darin auch noch vervollkommen können. Ich fühle mich, Gottlob, hier in Cassel in meinem Wirkungskreise sehr wohl. Das Theaterverhältniß ist ein durchaus nobles und die Leitung eine feinsinnige.

In einem in vornehmem Sinn geleiteten Unternehmen aber fühlt sich auch der Einzelne gehoben, in seiner Thätigkeit geadelt und giebt sich derselben mit um so größerer Freude und um so tieferem Ernste hin.

Das wäre denn so ziemlich, was von meinem künstlerischen Leben in großen Umrissen zu sagen ist. Es ist nicht viel und nichts besonders Bemerkenswerthes. Aber Sie haben es gewollt

und ich habe gehorcht. Mögen Sie es bei Ihren Lesern vertreten. Mir aber war das Niederschreiben eine Freude, denn es brachte mich ja wieder in Beziehung zu den lieben Bewohnern Ihrer Dünastadt, für welche Ihr Buch besonders berechnet ist. Mögen sie diesen Gruß aus der Ferne freundlich aufnehmen.



Souise von Brümmer-Radefse.

Es war im März des Jahres 1874, als ich, die ich damals an der Königl. Oper in München engagirt war, auf besonderen Befehl Sr. Majestät des Königs Ludwig II. zum ersten Mal die Elsa im „Lohengrin“ singen mußte. Ich war an einer Bronchitis erkrankt gewesen und litt noch an den Nachwirkungen, wollte daher nur sehr ungern auftreten, und wäre es auch nur gewesen, um den Münchenern keine schlechtere Kunstleistung als den Rigenfern zu bieten. Aber was half es? Der Wille des Königs! Unser allseitig beliebter Chef, der General-Intendant Baron Perfall, kam selbst zu mir, und dem Zauberwort: „le roi l'a dit“ mußte genügt werden. —

Der große Abend war gekommen. Mein Bühnen-Uberglaube klammerte sich an alle möglichen und unmöglichen Dinge, ein elendes Stück Eisen, ein rostiger Nagel schien mir Glück verheißend. Mit wahrer Todesangst trat ich auf die Bühne.

Vielleicht brachte meine Stimmung gerade die richtige Färbung in die Rolle, jedenfalls ging es über Erwarten gut. Der König schickte mir nach jedem Act seinen Adjutanten, um mir viel Schmeichelhaftes sagen zu lassen.

Das Publikum, welches nach mehreren Jahren seinen, mit einem mystischen Geheimniß umgebenen und dabei doch im Grunde so beliebten Monarchen zum ersten Mal im Theater sah, schrieb mir und meiner Kunstleistung dieses erfreuliche Ereigniß zu und so hatte ich von nun ab für immer gewonnenes Spiel. —

Sehr erschöpft, wenn auch überglücklich über den Erfolg, begab ich mich spät Abends zur Ruhe. Einige Stunden mochten vergangen sein, es war so gegen 2 Uhr, da hörte man starkes

Klopfen an der Hausthür. Wir drei Damen: meine Mutter, meine Schwester und ich, waren überhaupt etwas furchtbarer Natur und bekamen begreiflicher Weise einen gewaltigen Schreck, als wir vier Männer auf der Straße stehen sahen, die einen sehr großen Gegenstand mit sich führten. „Wir kommen im Auftrage Sr. Majestät,“ war die Antwort auf unsere besorgte Frage. Himmel! Im Auftrage Sr. Majestät! Mitten in der Nacht! Was hatte das zu bedeuten? — In einem Nu waren wir angekleidet. Unterdessen war die Thür geöffnet worden und die vier Männer schleppten den schweren Gegenstand herein. Wer beschreibt erst unsere Neugier, dann aber unser maßloses Erstaunen, als der bekannte, herrliche Original-Carton „Lohengrin's Abschied“ von Wilhelm v. Kaulbach vor uns stand. Ich war geradezu sprachlos. —

Meine Mutter entließ die Leute reich beschenkt, und nun, als wir allein waren, fing die Freude erst recht an. —

Am folgenden Vormittag, zu ungewöhnlich früherer Visitenzeit, ließ sich Herr von Düfflipp, Sekretär des Königs und Conservator der im Schloß befindlichen Gallerie Kaulbach'scher Cartons, bei uns melden. Er trat sehr aufgeregt in den Salon und stieß einen Freudenruf aus, als er den mir durch königliche Huld übersandten Carton erblickte. „Gottlob, ich habe ihn; ich irrte mich nicht, als ich ihn hier vermuthete, nachdem ich gestern Zeuge vom Enthusiasmus des Königs gewesen war!“ —

Der unglückselige Conservator hatte von der Absicht seines königlichen Herrn, mir das Bild zu schenken, keine Ahnung gehabt. Wer malt seine Angst und sein Entsetzen, als er früh Morgens in die Gallerie trat und die leere Stelle an der Wand erblickte, wo sonst diese Perle der ganzen Sammlung hing. — Den König selbst nach dem Verschwinden des Bildes zu fragen, war unmöglich. — Sollte der Carton am Ende gar gestohlen sein? — Eine namenlose Angst überkam den unglücklichen Beamten, nur der wahrgenommene Enthusiasmus des Königs ließ ihm einen Schimmer von Hoffnung. So war er, weil er seinen Monarchen kannte, auf den Gedanken gekommen, das Bild könne möglicher Weise bei mir sein, und richtig, seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. —

Bei Gelegenheit der bald darauf erfolgten Audienz, die mir in feierlichster Weise ertheilt wurde, hatte ich die hohe Ehre und gleichzeitig die wirkliche Herzensfreude, in König Ludwig II. einen sehr interessanten und höchst liebenswürdigen Menschen kennen zu lernen. — Die fast eine Stunde währende Unterhaltung brachte es mit sich, daß ich mehrmals in die Lage kam, dem Könige zu widersprechen. Als mich der dienstthuende Adjutant wieder zu meinem Wagen geleitete, machte er, der bei der Audienz zugegen war, lächelnd die Bemerkung, er sei erstaunt gewesen, Majestät meinem Widerspruch gegenüber so liebenswürdig zu sehen. „Freilich“, fügte er hinzu, „Majestät werden wohl daran gedacht haben, daß Fräulein aus der Lüneburger Heide sind, wo man bekanntlich mit dem Kopf durch die Wand geht.“ —

„O weh, der arme König!“ sagte ich. „Also von anderswo geborenen Leuten erfährt er nie die Wahrheit?“ —

Der Adjutant murmelte verlegen: „Oh, oh“ — und dachte sicherlich in seinem Sinn: „Die ist für die Hofluft nicht geschaffen.“ —

— — Noch Manches könnte ich aus der schönen Münchener Zeit erzählen. Namen, wie: Paul Heyse, Björnson, Ibsen, Wüllner, Lewy, Frau Serow (Wittwe des russ. Componisten der „Judith“), Rheinthalen, Rheinberger und Frau Meysenheim — nicht zu vergessen in erster Reihe der liebenswürdige Intendant Baron Perfall und seine Familie, alle diese Namen bergen für mich eine Fülle lieber Erinnerungen. —

Wie klar und deutlich steht mir noch das große Sängersfest vor Augen, wo 10,000 Säger aus allen deutschen Gauen mitwirkten und ich bei Gelegenheit der Festvorstellung die Elisabeth im „Tannhäuser“ darstellte. Tags darauf versammelten wir zu einem heitern, zwanglosen Diner eine Reihe von literarischen und musikalischen Größen in unserem Hause, unter welchen die oben genannten Namen prangten.

Ja, es war eine herrliche, unvergeßliche Zeit; aber weiter davon zu plaudern, würde allzuviel Raum in Anspruch nehmen. Und Andere haben doch auch etwas erlebt, da muß man schon bescheiden zurückstehen. —



Anna von Seedorf.

(Baronin Freytag-Loringhoven.)

Als ich schweren Herzens meine Vaterstadt Wien an der schönen blauen Donau verlassen hatte und mich zum ersten Male im Besitz eines Passes befand, der auf meinen „Künstlernamen“ lautete, war es Breslau, wohin ich zunächst meine Schritte lenkte. Was gab es denn nun so besonders Interessantes in Breslau? Ich glaube, in erster Reihe die Persönlichkeit des Directors, des auch als Schriftsteller hochgeschätzten Adolf P'Arronge. Wer kennt nicht „Mein Leopold“? Wer hätte nicht „Doctor Klaus“ und „Wohlthätige Frauen“ gesehen? Nun, da weiß man, mit wem ich es zu thun hatte. In den genannten Stücken treten das Talent und der Humor dieses geistvollen Mannes genügend zu Tage.

In die damalige Zeit fiel eine vielleicht wenig bekannte Episode seines Wirkens. — Ein originelleres „Gastspiel“ als P'Arronge hat wohl selten ein Künstler absolvirt! Wenn er auf dem Regiestuhle saß, war er bewundernswerth als Dramaturg und Director, da lagen die Gebiete seiner Thätigkeit, aber die weltbedeutenden Bretter hatte er selbst noch nie betreten. Nun sollte sein reizendes Volksstück: „Hasemann's Töchter“ am Carl-Theater in Wien zum ersten Mal in Scene gehen. Der Dichter hatte Breslau verlassen und befand sich in der Donaufstadt, wo er selbst die Proben leitete und der Dinge harrete, die da kommen sollten. Und es kam etwas Schreckliches. Der Darsteller des Fabricanten Körner, bekanntlich eine der Hauptrollen im Stück, genügte dem Autor durchaus nicht. Immer wieder spielte P'Arronge dem jungen Schauspieler die Rolle vor. Es ging und ging nicht.

Ein passender Ersatz war auch nicht vorhanden, da sagte schließlich der Director des Carl-Theaters, sich zu V'Arronge wendend: „So spielen Sie doch selbst die Rolle!“ Das war ein Gedanke! Die Mitspielenden waren alle der Ansicht des Directors. Wohl wogte ein gewaltiger Kampf in der Seele des Dichters, allein er endete damit, daß er sich in der That entschloß, selbst die Rolle zu übernehmen. Und dieser Mann, der noch nie gespielt, der immer nur das Spiel Anderer geleitet hatte, war so sehr Künstler, daß er die schwierige Rolle nicht nur vollkommen beherrschte, sondern sie auch — sogar vor dem verwöhnten Wiener Publicum — in überraschender Weise darstellte. Er spielte die Rolle an den drei ersten Abenden und das Stück errang einen durchschlagenden Erfolg.

Kuhig, oder wie man in Norddeutschland sagt: „pomadig“, in seiner gewohnten Art, fast etwas brummig, kam V'Arronge von seinem seltsamen Gastspiel zurück. Die Kunde hatte sich natürlich schon vorher in Breslau verbreitet. Seine Frau fiel aus den Wolken, die Mitglieder seiner Bühne (damals das Lobetheater, weil das Stadttheater geschlossen war) nicht minder. Keiner wollte es so recht glauben, die Kunde klang zu märchenhaft. Aber Wahrheit war es, unumstößliche Wahrheit. Natürlich wurde der heimkehrende Sieger mit Enthusiasmus begrüßt. Nun hätte man glauben sollen, er würde noch mehr solcher Bravourrollen geben. Aber nein, sein unfreiwilliges Gastspiel in „Hasemann's Töchter“ war sein erstes und letztes Auftreten für sein ganzes Leben. Er hat künftig wohl noch nach dem Ruhme des Dichters, nie mehr nach dem Lorbeer des Darstellers gestrebt.

Wenn sich nun, außer der Persönlichkeit des Directors, noch etwas Interessantes aus der kurzen Periode meiner Breslauer Theaterlaufbahn berichten ließe, so könnte es nichts Anderes sein, als das unter V'Arronge's Leitung unternommene Ensemble-Gastspiel in den kleinen Städten Schlesiens. Das war eine Reise, an die ich zeitlebens mit Heiterkeit zurückdenken werde! „Die amüsanten Ereignisse in der Theaterwelt kommen nur noch bei kleinen Bühnen vor“ — so habe ich einen Kollegen sich oftmals äußern gehört — „da z. B., wo die gesammte Herrenengesellschaft einen

Frack besitzt und mit diesem womöglich der „Don Carlos“ gespielt wird.“ Bei unserem Argonautenzuge ging es nun, obzwar die Herren, wie sich vermuthe, jeder mehrere Fracks und die Damen ganz reizende Toiletten besaßen, dennoch etwas bunt her, und das war ja gerade das „Interessante“. Der geistvolle Lustspiel-Autor, unser geehrter Director, hatte neben anderen Vorzügen auch den, über ein vortreffliches Herz zu verfügen und als er sich von der Breslauer Direction zurückzog, um zunächst ungestört seinen literarischen Arbeiten zu leben, geschah es hauptsächlich auf Wunsch seiner Mitglieder, daß er mit ihnen die oben erwähnte Gastspiel-tournée nach verschiedenen Städten und Städtchen Schlesiens unternahm. „Hasemann's Töchter“, „Johannistrieb“ und „Größenwahn“ wurden alternirend gegeben. Ich spielte im ersten Stücke die „Emilie“, im zweiten die „Louise“ und im dritten den „Conrad“, drei große Rollen, die mich damals, wo ich kaum sechs Monate bei der Bühne war, in keine geringe Erregung versetzten.

Wohlgemuth fuhren wir indessen von Breslau ab und spielten seelenvergnügt an verschiedenen kleinen Theatern. Je tiefer wir aber in die Kohlenreviere Oberschlesiens eindrangten, desto weniger verlockend wurden die Theater, desto eigenartiger unsere Vorstellungen, das Gaslicht in den Garderoben gehörte bald zu den gänzlich überwundenen Standpunkten, die Bühnen ließen schließlich an Kleinheit — sagen wir an Zierlichkeit — nichts mehr zu wünschen übrig — eine lebhafteste Handbewegung — und wir Wienerinnen sind etwas lebhaft — und eine Coulotte kam in's Schwanken — eine kühne Wendung mit der langen Schleppe und ihr Ende war durch die Wand gesflogen. Der Director betrachtete mit immer bedenklicheren Blicken die Stätten, an denen seine „Töchter Hasemann's“, die stets den Reigen eröffneten, ihren Einzug halten sollten, aber er wußte nicht nur seinen Stücken Humor einzuhauchen, er ist auch selbst ein echter Humorist, der sich nicht leicht aus Ruhe und Fassung bringen läßt. Wenn daher nach vergeblichem Suchen die überhaupt nicht vorhandenen Theaterarbeiter natürlicher Weise auch nicht erschienen, dann schob er selbst mit bewunderungswürdiger Gelassenheit die „sogenannten“ Cou-

liffen, wobei ihm selbstverständlich die ernstern wie die heiteren „Fächer“ getreulich zur Seite standen.

Als wir uns nun eines schönen Morgens vom Hotel zur Probe begeben wollten und — ganz zu schweigen von allen Cou-
liffen — nicht einmal das Theater finden konnten, auch kein ein-
ziges Gebäude, welches einem Theater im Entferntesten ähnlich
sah, da meinte Director P'Arronge mit dem ruhigsten Ton seines
gewohnten Phlegmas: „Nun, wenn wir es gar nicht finden, dann
fahren wir eben wieder nach Breslau zurück.“ — „Das wäre doch
zu stark,“ dachte ich entrüstet, „und meine Emilie, meine Louise?“
— Glücklicher Weise kam es nicht so weit, denn ein intelligenter
Straßenjunge, den wir zufällig erwischten, erklärte uns noch zur
rechten Zeit, daß wir uns dem Musentempel gerade gegenüber be-
fänden. Wer hätte sich das träumen lassen! Da also sollten wir
heute Abend Comödie spielen!

Der Abend kam und mit ihm all' die Sorgen einer solchen
Theatervorstellung in einem „Saaltheater“. — Noch war das
Clavier für Rosa Hasemann nicht gefunden. Ein ziemlich entsetz-
licher Wimmerkasten befand sich in dem auch zeitweilig zu Con-
certen benutzten Theaterlocal, aber darauf mußte hinter der Scene
gespielt werden, während das Instrument für die fingirte Musik
auf der Scene (da die Darstellerin der Rosa nicht selbst spielen
konnte) nicht aufzutreiben war. Dem kleinen Nest, in dem wir
uns befanden, ging es wie dem Schützen Tell: „Es hatte keinen
Zweiten zu versenden“.

So blieb denn der eine Wimmerkasten unser einziger Hort. —
Aber auch der ließ sich nur mit größter Mühe hinter den Cou-
liffen placiren.

Hier schob P'Arronge, dort folgte seinem Beispiel der Cha-
rakterkomiker, dort ächzte gewaltig der Heldenvater und der Natur-
bursche schien einer (vielleicht fingirten) Ohnmacht nahe. Endlich
war das große Werk vollendet, das Clavier stand auf seinem
Posten.

Aber nun? Worauf sollte Rosa Hasemann ihre schlanken
Finger bewegen? — Auf einer Tischplatte, natürlich! Es gab keine

andere Möglichkeit. Wir hatten es schon einmal geduldig hingenommen, daß die kostbare Ateliereinrichtung im „Johannistrieb“ hauptsächlich aus einer altersschwachen spanischen Wand bestand, und der Maler, da er keine Staffelei besaß, sich gezwungen sah, Louisens Kopf in sein Notizbuch — wollte sagen Skizzenbuch! — zu zeichnen, aber Rosa Hasemann an einem alten, klapprigen, mit grünem Kattun (sogenannter „Clavierdecke“) drapirten Tische! Das war zu viel. Und doch, je zweifelhafter, infolge des gänzlichen Mangels an Requisiten, unsere Vorstellungen wurden, um so ausverkaufter waren, wo möglich, die Häuser, um so animirter und beifallslustiger das Publicum, dessen Enthusiasmus merkwürdiger Weise immer größer wurde, je weniger Sophas und Stühle wir auf der Scene hatten und je mehr der Papa von „Doctor Klaus“ und „Wohlthätige Frauen“ sich der ungewohnten Beschäftigung des Coulißenschiebens hingeben mußte. Freilich war ich damals, wie gesagt, erst sechs Monate bei der Bühne, war höchst vergnügt über die hübschen Rollen und stolz und herzensfroh über den reichen Beifall eines, wenn auch kleinstädtischen, so doch sehr sympathischen Publicums und so wird denn mir — aber ich glaube auch allen Andern — die schlesische Gastspieltournée immer eine angenehme Erinnerung bleiben.

Mein zweites Engagement war Hamburg. Das Thaliatheater war durch Jahre in doppelter Hinsicht Epoche machend. Nicht nur bedeutende Talente, neu aufgehende Sterne wurden dort gewissermaßen entdeckt, um dann in der Folge vielfach an die großen Hoftheater — besonders nach Wien — überzugehen, auch in Bezug auf Novitäten fanden zahlreiche Premieren am Thaliatheater statt; hier war es, wo die Rollen creirt, die ganzen Werke der übrigen Theaterwelt so zu sagen mundgerecht gemacht wurden.

Wie soll man des Thaliatheaters gedenken, ohne nicht ganz zuvörderst seines Directors, des allbekannten, man kann getrost sagen, berühmten Chéri Maurice Erwähnung zu thun? Dieser alte Franzose, der stets das Deutsch mit fremdem Accent sprach, der, so lange er an der Spitze des Thaliatheaters stand, zur obligaten Sedanfeier ein möglichst schlechtes Festspiel gab, um sich,

wie man meinte, für die Niederlage seiner Nation wenigstens etwas zu rächen, dieser selbe Mann hat den Deutschen ihr bestes Lustspieltheater gegründet und mit seltenem Geschick und Verständniß fast 60 Jahre hindurch geleitet und erhalten. — Ohne selbst Schauspieler oder Dichter zu sein, hatte er sich infolge des ihm angeborenen Scharfblicks und seiner erprobten Erfahrung ein so treffendes Urtheil in Bezug auf die künstlerischen Leistungen sowohl der Bühnenschriftsteller, als der Darsteller angeeignet, daß dieses Urtheil selten fehl ging. Mit diesem klaren Kopf vereinigte er ein edles, warmes Herz. Er ist der Wohlthäter von so manchem seiner Untergebenen geworden, hat bei allem Erwerbseifer das Geld immer, wo es nöthig war, in reichlichster Weise verausgabt und ist dabei doch ein reicher Mann geworden. Er hat eben das schwierige Theatergeschäft — vielleicht das schwierigste aller Geschäfte — in genialer Weise zu handhaben und das richtige Ebenmaß zwischen der Pflege der Kunst und der berechtigten Füllung des eigenen Portemonnaies stets zu finden gewußt. Vor Allem — und darin scheint, wenn auch nicht der ganze Schlüsselbund, so doch ein massiver Schlüssel zur Lösung des Geheimnisses zu liegen — vor Allem war er eine großartig angelegte Natur, der alles Kleinliche, sowohl den Menschen, als den Verhältnissen gegenüber fern lag.

Wie Maurice selbst ein Original war, so bildete das damalige Thaliatheater gewissermaßen eine Zufluchtsstätte für die in der heutigen Welt immer seltener werdenden Originale. Da haben wir zunächst Carl August Görner, einen der fruchtbarsten Bühnenschriftsteller seiner Zeit, dessen Stücke zwar vielfach, als überlebt, in Vergessenheit gerathen sind, zum Theil aber immer noch, besonders auch auf Dilettantenbühnen — zur Aufführung gebracht werden. Man braucht nur an das beliebte „Englisch“, „Salz der Ehe“ u. s. w. zu erinnern. Eine ganz besondere Specialität seiner schriftstellerischen Thätigkeit waren die zahlreichen, mit echtem poetischen Zauber umgebenen Weihnachts-Märchen, welche er verfaßte, unter denen das Thaliatheater in jedem Jahre eine Novität der schaulustigen Jugend vorführte. Der Dichter war daher bei dem jugendlichen Publikum ganz besonders beliebt.

Ein feiner Kopf hatte ihm den Namen: „Märchen=Shakespeare“ gegeben und unter dieser schmeichelhaften Bezeichnung war der „alte Görner“, wenigstens in Hamburg, allgemein bekannt. Ich sage: der alte Görner, denn obzwar der ihm an Jahren überlegene Maurice ihn noch „einen grünen Jungen“ zu nennen pflegte so hatte er doch die 70er bereits überschritten. — Er führte seines vorgeschrittenen Alters wegen selten Regie und wenn schon, dann meist in etwas bei Seite gelegten Stücken, während der Regisseur Franz Wittong die modernen Novitäten übernommen hatte und darin in decorativer Hinsicht viel Geschmack und Luxus entfaltete. Zuweilen erfaßte Görner so zu sagen „der Kappel“, es ihm gleich zu thun. Die Theaterarbeiter kannten aber den alten Herrn und wußten, daß bei ihm nicht so heiß gegessen wie gekocht wurde. So ereignete sich denn einmal ein lustiger Fall. Es war in der Probe irgend eines antiken Stückes, welches „modernisirt“ werden sollte. Ein unglücklicher Busch erregte das Mißfallen des Regisseurs: „Ein anderer Busch, den kann ich nicht gebrauchen.“ Der Busch verschwand und kam in höchst eigener Gestalt hinter einer anderen Coullisse wieder zum Vorschein. Er wurde zum zweiten Mal verworfen, ohne daß der zerstreute Poet eine Ahnung hatte, daß es derselbe Busch war. Mit echt Hamburgischer Seelenruhe ließen die Theaterarbeiter den berühmten Busch wieder hinter einer vorderen Coullisse verschwinden und kamen mit ihm bei einer hinteren Coullisse wieder an's Tageslicht. „Na, der ist gut,“ sagte der Regisseur, „warum habt Ihr mir den nicht gleich gebracht?“ — So ließen sich viele Anekdoten vom alten Görner erzählen.

Vortrefflich schildert er sich selbst in seiner ganz kurzen, in Versen verfaßten Biographie, welche in dem Hamburger Theater-Decamerone enthalten ist:

„Ich bin ein ganz echtes Berliner Gewächs,
Geboren Eintausendachthundertundsechs,
Zur Bühne ging ich mit dem sechzehnten Jahr,
Mein Vorbild und Leiter der Devrient war,
Der Ludwig! — Sofort bei der ersten Section
Erhielt ich vom Meister zwei Ohrfeigen schon,

(Es folgten dann später noch mehrere nach --)
 Weil stets ich statt „Gut bin ich“, „Jud bin ich“ sprach.
 Er wollte zum Ritter mich ohrfeigen, doch —
 Ich ward nur ein Knappe, und der bin ich noch.
 Als Knappe ging's knapp mir, doch knappt ich mich durch.
 Man machte mich endlich im Land Mecklenburg
 (Nachdem ich schon mit dem achtzehnten Jahr
 Director der Röthner Gesellschaft war)
 Zum Hoftheater-Directeur.
 Jetzt bin ich bei Cheri Maurice Regisseur
 Und hab' in effectu bedeutend zu thun
 In Stücken, die schon seit geraumer Zeit — ruh'n.
 Nun wissen Sie Alles. — Nein, 's fehlt noch der Schluß:
 Ich ritt, zügellos, oft den Gaul „Pegasus“;
 Befasse mit Märchen mich gern, wie Ihr wißt,
 Weil's ganze Leben ein Märchen nur ist.
 Hab' hundertundsechzig Comödien geschrieben,
 Von denen man heute noch einige sieht,
 Bin trotzdem ein ganz armer Teufel geblieben,
 Und das ist das wirkliche Ende vom Lied.“

Aus diesen bescheidenen Versen spricht das tiefe Gemüth eines nicht unbedeutenden Dichters.

Weit bedeutender ist Görner als Darsteller gewesen. In dieser Kunst hat er sich bis in's späte Alter eine seltene Kraft und Frische bewahrt und ich habe selbst noch bewunderungswürdige Leistungen von ihm gesehen. Nur das Gedächtniß war nicht mehr so sicher wie früher. Da passirte denn einmal eine Geschichte, die für Görner's Popularität sowohl, als auch für die gemüthlichen Zustände am Thaliatheater beredtes Zeugniß ablegt. Görner spielte den Nathan — eine seiner Glanzrollen. Das Theater war ausverkauft, so daß bei geräumtem Orchester gespielt wurde. Görner, der infolge seiner Gedächtnißschwäche etwas ängstlich und aufgereggt war, flüsterte vor Beginn der Vorstellung durch das bekannte Loch im Vorhang dem Souffleur zu: „Bottstein, ich brauch jedes Wort!“ Da die im Orchesterraum der Bühne ganz nahe Sitzenden

keine Antwort des Betreffenden vernahmen, klopfte einer der Herren ungenirt an den Souffleurkasten und sagte mit vernehmlicher Stimme: „Herr Bottstein, Herr Görner braucht jedes Wort!“ —

Tief ergreifend war die Art und Weise seines plötzlichen Todes.

Seine letzte Novität war am Thaliatheater gegeben worden und hatte in der Premiere einen hübschen Erfolg erzielt. Nun sollte die 2. Aufführung stattfinden. Da fügte es ein unglücklicher Zufall, daß der Darsteller einer Hauptrolle nicht zur rechten Zeit erschien. Er hatte in der durch eine schwere Krankheit seiner Frau verursachten häuslichen Verwirrung sich im Repertoire geirrt.

Man wartete auf das Erscheinen des Schauspielers; die Spannung hinter den Coulissen wurde immer größer, denn da er auf der Ahlenhorst wohnte, war es der Entfernung wegen unmöglich, ihn noch zur rechten Zeit herbei zu holen; auch ein anderes Stück war man nicht mehr in der Lage, einzuschieben, weil die betreffenden Darsteller nicht sämtlich anwesend gewesen wären, da erbot sich Görner's Sohn — um die schwierige Frage zu lösen und da er mit dem Stück seines Vaters vertraut war, die große Rolle, so gut es gehen wollte, nach dem Souffleur zu spielen. Der alte Görner selbst sollte die kleine Rolle des Sohnes übernehmen. Der greise Dichter befand sich in gewaltiger Erregung. Das Schicksal seines Stückes, das Schicksal seines Sohnes, sein eigenes Geschick in der unbekanntenen Rolle, das Alles stand wie eine Schaar von Schreckgespenstern vor seiner Seele und wirkte mit unheilbringender Macht auf ihn ein. Mit gewaltfamer Kraftanstrengung entledigte er sich seiner Aufgabe, brach aber nach derselben vollends zusammen, so daß er, auf den Arm eines Collegen gestützt, in die Garderobe wankte. Alles war ausgezeichnet gegangen, lebhafter Beifall schallte ihm beim Actschluß nach. „Hören Sie nicht, wie sie jubeln!“ sagte der Colleague. „Das ist gut,“ antwortete mit matter Stimme, aber mit zufriedennem Lächeln der Autor. Dann sank er zurück und war im vollsten Sinne des Wortes, als Dichter und Schauspieler zugleich, in seinem Beruf verschieden. — Das Stück aber spielte weiter und weiter tönten Lachen und Applaus. Dem Sohn hatte man bis zum Ende des Abends den Tod des Vaters ver-

schwiegen. Wie sollte man anders das Stück des Vaters retten? So liegen im Beruf des Bühnenkünstlers hohe Wonnen und grausame Härten dicht neben einander.

Zu den vorhin erwähnten Originalen des Thalia-Theaters gehörte auch Emilie Faller. Sie war aus Schlesien gebürtig, wo ihr Vater ein anerkannt tüchtiger Director kleinerer Bühnen gewesen war. Emilie Faller, die Freundin Holtei's, Caroline Bauer's und vieler anderer Berühmtheiten, war von Mutter Natur mit einem unscheinbaren, verwachsenen Körper, aber mit einem um so schärferen Verstande ausgestattet. Am Thalia-Theater bekleidete sie (ich glaube durch einige 40 Jahre) die Stellung einer Oberinspectrice, in Folge ihrer weitgehenden Bildung und ihrer bedeutenden Kenntnisse aber war sie gewissermaßen eine Art weiblicher Nebenregisseur geworden. Allen gab sie gute Rathschläge, war im Theaterwesen überall zu Hause, ertheilte sogar dramatischen Unterricht, und hat in früheren Jahren Größen, wie Marie Seebach u. A. zu ihren Schülerinnen gezählt.

Mit dem Director stand sie auf dem denkbar besten Fuß. Stets redete sie ihn Herrrr Maurice — wobei sie dem „r“ eine schnarrende Betonung gab. Die Anrede: Herr Director, liebt übrigens Maurice selbst nicht. Mit ihm trieb sie überhaupt allerlei sich in stereotyper Gleichförmigkeit wiederholende Scherze. So pflegte Maurice jedesmal bei der Aufführung des im ganzen ja natürlich an einem Lustspieltheater nur selten gegebenen „Don Carlos“ schon um 1/29 an die alte Faller die Frage zu richten: „Wann wird dann das Stück endlich aus sein?“ — Hierauf fiel sie jedesmal herein und es erfolgte mit mathematischer Genauigkeit die grimmige Antwort: „Herrrr Maurice, das müßten Sie doch endlich einmal wissen, daß der Carlos bis 11 Uhr spielt!“ Sich über seinen gelungenen Scherz vergnügt die Hände reibend, entfernte sich schmunzelnd der alte Herr. —

Eine ähnliche Wiederholung ereignete sich Jahr für Jahr am 1. Mai. Die Faller kam am Morgen in's Bureau, um ihre Monatsrechnung abzulegen und klagte über Abspannung und Ermüdung. „Sind Sie krank?“ fragte arglos theilnehmend

der Director. — „Ich bin die ganze Nacht auf dem Besen geritten. Es ist kein Spaß, so eine Walpurgisnacht!“ Und dann war er jedesmal der Hereingefallene. — Wenn sie auch mit den Hexen zu reiten behauptete, so war sie doch im Leben eher eine gute alte Fee, als das Gegentheil, — treu wie Gold gegen Alles, was sie liebte, besonders gegen das Thalia-Theater und seinen Director. Die Treue ihres Charakters zeigte sich auch in der Anhänglichkeit gegenüber ihrem Heimathlande. Obzwar sie bereits eine halbe Ewigkeit in Hamburg lebte, blieb sie Schlesierin vom Scheitel bis zur Sohle. Die Hamburger Kaufherren pflegte sie als „Pfeffersäcke“ zu bezeichnen und dagegen den Volks-Charakter ihres Schlesiens in den Himmel zu erheben. Dennoch war sie im Grunde genommen in Hamburg so zufrieden, daß sie außerhalb Hamburgs und ohne ihre dortige Thätigkeit schwerlich hätte leben können. — Mich hatte sie, ich darf es wohl sagen, besonders in ihr Herz geschlossen. Sie pflegte mich, Fremden gegenüber, nie anders als: „die Barrroneß“ zu nennen und ihre Hauswirthin, die in der freien Hansestadt von Titulaturen wenig zu wissen schien, jedesmal wüthend zu corrigiren, wenn diese mich zu hoch rangirte und aus Versehen „Comtesse“ nannte, worüber die unglücklich Verdonnerte einmal so in Verwirrung gerieth, daß sie ein schüchternes „Prinzessin“ hervorstotterte. Dieses rasche Avancement hätte an und für sich wenig zu bedeuten gehabt, wenn nicht dadurch im Kopfe des Regisseurs Wittong ein immer schon für mich gesuchter Spitzname aufgedämmert wäre, aus der „Prinzessin“ wurde — frei nach Reuter — das noch schlagendere: „Durchläuchting.“ — Daß sich übrigens auch die Faller in ihren Titulaturen nicht genirte, bewies folgender Vorfall: Es passierte mir einmal — (ich glaube das einzige Mal) — daß ich zu einer Probe zu spät kam. Da schickte die Faller den Theaterdiener mit den mir später berichteten denkwürdigen Worten in meine Wohnung: „Dücker, gehen Sie zur Barrroneß und sagen Sie, das Fräuzenzimmer soll doch endlich einmal herkommen!“ Diese seltsame Zusammenstellung von „Baroneß“ und „Frauzenzimmer“ störte indessen unsere Freundschaft nicht. — Als das langjährige treue Mitglied der Thaliabühne

zugleich aus seiner Stellung und aus dem Leben schied, waren wir Alle auf's Tiefste ergriffen. Ich sehe noch das Begräbniß unserer alten Galler vor mir. Wie der lange Trauerzug sich langsam durch die Straßen des alten Hamburg dahin bewegte, um dann vor dem Thalia-Theater zu halten, während das Orchester des Theaters das schöne Lied: „Es ist bestimmt in Gottes Rath“ anstimmte. So pflegte es jedesmal zu geschehen, wenn ein Mitglied des Thalia-Theaters auf den stillen Friedhof gebettet wurde, — so ist es auch vor Kurzem gewesen, als ganz Hamburg seinen unvergeßlichen alten Director Maurice zur letzten Ruhestätte geleitete. —

Wenn man von den Typen des Thaliatheaters spricht, darf man, streng genommen, den Theatermeister Mahnke nicht vergessen. Er war ein echter urwüchsigter Hamburger, der nur plattdeutsch, höchstens „missingsch“, das seltsame Gemisch von Hoch und Platt, sprach. Für gewisse Dinge war er mit einem fabelhaften Gedächtniß begabt. Jede Couliße, jedes Verfassstück, welches zu seinem Ressort gehörte, kannte er nicht nur in seinem gegenwärtigen Zustande auf's Genaueste, sondern war auch im Stande, über die ganze Entstehungsgeschichte dieser Gegenstände in detaillirtesten Weise zu referiren. Wenn der Director fragte: „Mahnke, wann haben wir das oder jenes angeschafft?“ wußte er sofort, ohne in irgend einem Register nachzuschlagen, aus dem Kopf die Antwort zu geben: „Am 31. März 18 und so und so viel“ — oder wann nun gerade der berühmte Tag gewesen war, an welchem die oder die Couliße ihren Einzug in's Thalia-Theater gehalten hatte. — In seinen Ausdrücken war Mahnke kurz, prägnant, geradezu classisch. Ich stand einmal als „Jessika“ im „Kaufmann von Venedig“ wartend hinter der Scene und zwar hinter der Couliße, welche das Haus des Shylock vorstellte. Was sehe ich vor mir mit großen Buchstaben auf die Hinterwand der Couliße geschrieben? Nichts von „Shylock“, nichts von „Kaufmann von Venedig“, Shakespeare und allem Zubehör, ohne viel Umschweife einfach „Judenhaus“. —

Eng verbunden mit dem Thaliatheater gleichwie Mahnke, war auch der alte Beleuchtungsinspector „Krischan“. Ursprünglich war er Gärtnerjunge bei den Eltern des Directors gewesen, die aus

Frankreich nach Hamburg übersiedelten. Diese Zeit mit eingerechnet, war Krifchan ungefähr 60 Jahre im Maurice'schen Hause. Er war in seinem Fach ausgezeichnet, hatte nur zuweilen das Pech, den Kronleuchter beim Niedrigerdrehen ganz auszulöschen und zwar passirte ihm dieses Malheur mehrfach, gerade nach dem entsetzlichen, damals frisch in aller Leute Gedächtniß stehenden Brande des Wiener Ringtheaters, wodurch das eingeschüchterte Publikum jedesmal in eine gelinde Panik versetzt wurde. — Bei einer solchen Veranlassung stürmte einmal der kleine Director, als feuriger, wuthentbrannter Franzose, roth vor Zorn, auf den unglücklichen Krifchan zu und sprach die erschütternden Worte: „Wenn Du keinen solchen Esel zum Director hättest, wärst Du längst nicht mehr da!“ Sprach's und drehte sich um, in der Meinung, sich eine eklatante Genugthuung verschafft und den Verbrecher in colossaler Weise niedergedonnert zu haben. — Krifchan aber stand in seinem nichtsdurchbohrenden Gefühle wie ein begoffener Pudel da und hatte auch die volle Ueberzeugung, daß ihm eine furchtbare, verdiente Grobheit an den Kopf geschleudert war; daß der so überaus fluge alte Maurice sich in Wahrheit selbst einen Esel genannt hatte, das war in diesem Moment des Zornes und der Beschämung keinem der beiden Betheiligten klar. Um so komischer erschien es natürlich den Umstehenden. —

So freundschaftlich gewogen, wie der alte Maurice, ist mir wohl kein Director gewesen. Wir standen daher auf einem ausgezeichneten Fuß, um so mehr liebte er es, mich, wo er nur konnte, in seiner eigenartigen scherzhaften Weise zu necken. Einst gelangte der bekannte Moser'sche Schwank „Reif-Reiflingen“ zur Aufführung. Bei der Premiere ergaben sich erhebliche Längen, es sollte also noch nachträglich Einiges gestrichen werden. Fängt so ein Regisseur einmal zu streichen an, dann streicht er auch bis in's Bodenlose. So wurde der ganze letzte Act dermaßen zusammengestrichen, daß es mir garnicht mehr beschieden war, darin zu Worte zu kommen. Nun muß man aber wissen, daß ich mir für das Stück drei neue Toiletten angeschafft hatte und die für den letzten Act war gerade die hübscheste. Was solch' ein Dichter jungen Schauspielerinnen

für Schmerzen bereiten kann, wenn er unnütze Hoffnungen vor-
spiegelt, die dann der Rothstift des Regisseurs zu nichte macht! —
Ich hatte mich bereits mit meinem „Theater-Gatten“ lange herum-
gezankt, der auch für Streichen, nur für Streichen war, und
warum? Weil er früher nach Hause kommen wollte, das war
Alles. Diese eheliche Scene war mir stark auf die Nerven gefallen,
ich war sehr ungnädiger Laune und soll sogar einige Thränen
vergoßen haben. Die Kunde dieser meiner Trübsal verbreitete sich
rasch. Am nächsten Tage hatte ich im Bureau zu thun und sah
schon von ferne, wie mich der Director mit seinem verschmiztesten
Gesicht anlächelte. Er hätte sich wer weiß was Alles in Bezug
auf meinen Moser'schen Seelenschmerz ausgedacht, wenn nicht die
große Dogge, welche an der Schwelle zum Allerheiligsten, dem
Directionsbureau, lag, ein jämmerliches Gewinsel ausgestoßen hätte,
wahrscheinlich, weil ich meinen guten Freund, den alten Cäsar, im
Vorübergehen gestreichelt und dabei seinen Rheumatismus, verbunden
mit Gicht und Podagra, vergessen hatte. Maurice wurde das
Wort vor dem Munde abgeschnitten, und mir gab dies Gewinsel
gleichzeitig die Geistesgegenwart, den Neckereien des alten Directors
zuvorzukommen, indem ich rasch sagte: „Sehen Sie, Herr
Maurice, der weint auch, wenn man ihm etwas „streich“! Dieses
auf Moser und Cäsar bezügliche Wortspiel schien den für solche
Scherze sehr empfänglichen alten Franzosen so zu erheitern, daß
er seine bösen „Neck-Abichten“ für diesmal ganz vergaß.

Armer Cäsar! Wie bald sollte er in's „Mausoleum“ gebracht
werden, wie man die Kellergewölbe des Thalia-Theaters bezeichnete,
wo der berühmte „Krischan“ alle Hunde des Directors und alle
Kanarienvögel der Directorin zu begraben pflegte.

Ja, gemüthlich ging es damals her an unserem Thalia-
Theater. — Maurice trieb seine Scherze überall und mit Jedem.
Es pflegte auf der Bühne mitunter ein starker Zugwind zu herrschen.
Dennoch liebte es Maurice nicht, wenn ein Herr bei der Probe
den Hut auf dem Kopf behielt. Er richtete dann jedesmal an
den Betreffenden die in sehr höflichem Ton (und mit sehr franzö-
sischem Accent) gesprochene Frage: „Sie haben wohl einen Vogel

unter dem Hut?“ Aber einmal — wer malt des Directors und aller Anwesenden Erstaunen! — als er wieder an einen Unhöflichen die bewußte Frage stellte, gab dieser ruhig zur Antwort: „Ja wohl, Herr Director,“ nahm dann mit Würde seinen Hut vom Kopfe, und ein kleiner Sperling flatterte ängstlich über die Bühne in den dunklen Zuschauerraum. Es entstand natürlich ein homerisches Gelächter! Jedenfalls war es ein Beweis für den herzlich collegialischen Ton, daß man sich solche kleine Scherze mit dem Director erlauben konnte — und doch — wie verstand es dieser Mann, sich in Respect zu setzen!

Sowie das Thalia-Theater gewissermaßen eine große Familie bildete, so war das 50jährige Jubiläum des Directors und damit auch des Theaters ein Familienfest im größten Stil. Gegenwärtige und gewesene Mitglieder des Thalia-Theaters scharten sich um den Senior der Bühnenleiter, brachten ihm ihre Glückwünsche dar und beteiligten sich an den ihm zu Ehren in Scene gesetzten Aufführungen. Aber die Bewegung schlug weit größere Wogen. Ganz Hamburg — und die Theaterwelt ganz Deutschlands — nahmen an dem Epoche machenden Ereigniß Theil.

Von allen Bühnen waren Delegirte erschienen — meistens die Directore oder Intendanten — acht Orden fremder Souveraine wurden dem Jubilar durch die betreffenden Consuln oder Hof-theaterintendanten überreicht und schmückten seinen bis dahin „jungfräulichen“ Frack.

Das Originellste und Hübscheste in seiner Weise war das aus lauter Citaten zusammengesetzte Görner'sche Festspiel, welches von allen gegenwärtigen und zahlreichen früheren Mitgliedern des Thaliatheaters gespielt wurde.

In geschicktester Weise waren für frühere Mitglieder Episoden eingeflochten, so unter Anderem sprang die berühmte Friederike Goßmann (Gräfin Prokesch-Osten) als „Grille“ durch's Fenster auf die Bühne, ganz so, als ob sie sich noch im Engagement des Thaliatheaters befände. Eine 70jährige, längst von der Bühne geschiedene alte Dame wirkte gleichfalls mit — (sie hatte auch vor 50 Jahren mitgespielt) — natürlich sprach sie nur einige Worte. —

Das Ganze ähnelte dem Jubiläum eines Studentencorps; wie sich da Menschen, die sich seit Ewigkeiten nicht gesehen haben, als alte Herren in die Arme sinken, so feierten hier Künstler und Künstlerinnen in den verschiedensten Lebensstellungen ein unverhofftes Wiedersehen. Besonders gefeiert wurde die unvergeßliche „Grille“, Gräfin Prokesch-Osten, die sich Allen gegenüber mit entzückender Liebenswürdigkeit benahm. Als sie zuerst wieder die Bühnenräume betrat, brach sie in die bezeichnenden Worte aus: „Ach, diese himmlische Theaterluft!“. Originell war es, wie sie die Tischrede, die die berühmte Künstlerin bei Gelegenheit des großen Festmahles halten sollte, immer und immer wieder memorirte und in der Garderobe jeder einzelnen mit ihrer Toilette beschäftigten Dame, der größeren Sicherheit wegen, vorsprach. Das Theater erhielt als Resultat einer Subscription einen Vorhang im Werth von 16,000 Mark, der Rest der durch die Sammlung aufgebrachtene Summe wurde einem wohlthätigen Zwecke zugewandt. Die Mitglieder schenkten ihrem Director einen kostbaren silbernen Ehrenschild, die Stadt Hamburg gab ihm ein Bankett, an welchem 800 Personen Theil nahmen.

Die vielen kostbaren Geschenke wurden Monate hindurch ausgestellt und bildeten ein interessantes kleines Museum. So war denn diese Jubiläumsfeier ein großartiges, in seiner Weise einzig dastehendes Fest. Betrachtet man die große Photographie, welche sämmtliche damalige Mitglieder umschließt und, mit dem Bilde des Directors in der Mitte, bei Gelegenheit des Jubiläums aufgenommen wurde, so kommen besonders zwei Gestalten wieder frisch in Erinnerung, die leider Beide nicht mehr unter den Lebenden weilen: Clara Horn, die reizende Naive, welche in Bezug auf Stücke geradezu Schule gemacht hat, indem in Lustspielen und Schwänken zahlreiche deutsche „Bacffische“ für sie geschrieben wurden und der bekannte Bonvivant Karl Mitell. Sein Vorgänger durch achtzehn Jahre war Julius Hübner gewesen, beim Hamburger Publicum sehr beliebt und von Maurice, bei welchem das Publicum immer die berechnete Hauptrolle spielte, nur deshalb so lange gehalten, obzwar er Hübner's mehr kaltem Verstandsspiel oft

keinen Geschmack abgewinnen konnte. Als nach Hübner's schwerer Erkrankung Mitell durch seine feurige Art zu spielen das Herz seines französischen Directors im Sturm eroberte, zuerst aber bei der Masse einige Kämpfe zu bestehen hatte, äußerte er sich in seiner humorvollen Art seiner alten Duxfreundin Faller gegenüber wie folgt: „Emilie, was ist für ein Unterschied zwischen uns Beiden? — — Du bist die Faller — ich bin der Durchfaller.“ Das war natürlich scherzhaft übertrieben und die Zukunft zeigte ein ganz anderes Bild, grell verschieden von diesem Anfang und auch von dem traurigen Ende des erblindeten Künstlers. Mitell verkörperte während seiner Glanzzeit so recht das volle, gesunde, oft übersprudelnde Leben. Nach und nach erfreute er sich als echter Bonvivant einer gewissen Wohlbeleibtheit, konnte sich daher als „Beilchenfresser“ in die ihm als Anerkennung für sein vorzügliches Spiel von Officieren geschenkte Husarenuniform nur noch im Herbst, unmittelbar nach seiner Marienbader Cur, hineinzwängen. Maurice war auch so rücksichtsvoll, dieses Stück nur zu Beginn der Saison zu geben.

Mitell schwärmte für Riga, wo er als ganz junger Mensch engagirt gewesen und später mit großem Erfolge gastirt hatte. Wenn er mit mir im „Modernen Barbaren“ spielte, hat er mir öfters mit Stolz den Brillantring gezeigt, den er in Riga in dieser Rolle als Ovation erhalten hatte. Einmal in Schwung gerathen, hielt diesen feurigen Darsteller nichts mehr auf! So war er einst über die Wurzel eines Baumes so gestolpert, daß er fiel, aber auch am Boden liegend, setzte er die eben begonnene Liebeserklärung fort. Ein anderes Mal fehlten ihm mitten in einer leidenschaftlichen Tirade einige Worte, rasch entschlossen ersetzte er den fehlenden Satz durch ein improvisirtes: „Taratatata“, welches beim größten Theil des Publicums unbemerkt, allerdings auch unverstanden! — vorüberging.

Wenn ich an mein erstes Hamburger Benefiz im „Pfarrer von Kirchfeld“ zurückdenke, gerade da kommt mir Mitell lebhaft in Erinnerung. Er gab den jungen Pfarrer, Görner den Alten, ich selbst das Annerl in dem ergreifenden Stück meines Lands-

manns Anzengruber. Ich war als junge Novize ganz beschämt, zwischen diesen beiden bedeutenden Künstlern auf der Bühne zu stehen und den reichen Applaus entgegenzunehmen, verbunden mit etwa 50 Bouquets und Kränzen! —

Auf zwei- bis dreitausend Mark wurden die an solch' einem Benefiz-Abend für Blumen verausgabten Summen veranschlagt — das ist eine Theaterstadt! — Es war jedes Mal ein reizender an Erinnerungen reicher Abend, und wäre es nicht meine Absicht gewesen, aus dem Fach der Naiven und jugendlich Sentimentalen in das dort mehrfach besetzte Fach der eigentlichen Salondamen überzugehen, ich hätte wahrscheinlich nie die schöne Hansastadt und das alte Thaliatheater verlassen.

Ich habe es aber dennoch nicht bereut, wenn auch der erste Eindruck von Riga, wohin mich Director Pohl engagirt hatte, kein besonders günstiger war. Und diese Seereise von Lübeck hierher! Das Meer brauste, und auf der wogenden Fluth tanzte der „Livland“ dahin.

„Livland“! War es eine Vorbedeutung, daß dieses fremde, unbekanntes Land einst meine neue Heimath werden sollte?

Trotz der ziemlich schlechten Ueberfahrt langten wir wohlbehalten in der Düna an. Oh, — nichts über die Düna! Ein mächtiger imposanter Strom! — Aber die schmutzigen Quais, das schlechte Steinpflaster am Landungsplatz, die merkwürdigen Droschken! Dazu noch der alte, recht klapprige Theaterdiener, der mich, die „Salondame“ und „Sentimentale“, für die „Naive“ hielt! Der war selbst mehr als „naiv“ und als ich das gemüthliche, aber wahrhaftig nicht schöne Interimstheater, die Stätte meiner künftigen Wirksamkeit, in Augenschein genommen, als ich — es war Anfang August — fast gar keine sogenannten „anständigen“ Menschen auf den Straßen erblickt hatte, da wurde ich in einer Weise „sentimental“, daß ich, Thränenströme vergießend, auf einer Bank im Wöhrmann'schen Park saß! —

Oft bin ich später lächelnd an jener „historischen Stätte“ vorübergegangen und habe über den eigenartigen Zauber nachgedacht, den dieses — im Vergleich zu den Reizen einer südlicheren

Natur — auf den ersten Augenblick so kalt und öde erscheinende Land nach und nach auf mich und so manchen Anderen ausübte.

In dem häßlichen Interimstheater wurde hübsch Comödie gespielt, und für ein mir gegenüber so entgegenkommendes und liebenswürdiges Publikum wird hoffentlich die Zeit des Interimstheaters — nicht nur ein Interimstadium — in freundlicher Erinnerung bleiben. — Es war die Zeit, wo der kluge, geistreiche Director Pohl die Bühne leitete, wo später Frau Director Aman zu den Zierden des Theaters gehörte, wo die beliebte Naive Elsa Rahé (jetzt als Frau Buhrow in Australien lebend) die Herzen der Jugend entflammte, wo Alma Suhrland noch in voller Lebenskraft stand und ihren mit solchem Erfolg gekrönten Uebergang in die älteren feinkomischen Fächer bewerkstelligte, die Zeit, wo noch manche Anderen, Damen und Herren, ein zahlreiches Publikum in den Musentempel zogen, deren Lebensgeschichten aus eigener Feder in diesem Buche verzeichnet stehen. — Es war aber auch die Zeit reizender Novitäten. Blumenthal stand auf der Höhe seiner Schaffenskraft und seine geistvollen Lustspiele bildeten Glanzpunkte des Repertoires. Ich war dem „blutigen Oskar“, wie man den später gefeierten Dichter seiner anfänglichen Kritiker-Thätigkeit wegen genannt hat, zu großem Dank verpflichtet, es war, als habe er für mich seine Rollen geschrieben, denn merkwürdiger Weise, obzwar ich doch sonst keine „Schlange“ bin, solche „Salonschlangen“, wie z. B. die „Hortense“ in Blumenthals „Probepfeil“, die waren immer meine Passion. — Eine der schönsten Erinnerungen meiner Bühnenlaufbahn knüpft sich an mein Rigasches Abschiedsbenefiz zum Besten des Theater-Pensionsfonds. Ich hatte „Die Maler“ von Wildbrandt gewählt, weil das hübsche, aber nur selten gegebene Stück dem größten Theil der Zuschauer unbekannt war — und weil die Schlußworte meiner Rolle mir besonders passend und zeitgemäß erschienen. — Als das Stück noch in vollem Gange war, entstand plötzlich Feuer auf der Scene, indem ein mir überreichter Maquartstrauß durch auf der Bühne befindliche Lichte in Brand gerathen war. Mich schreckte der Gedanke an eine Panik in dem übervollen hölzernen Gebäude und so trat ich

dann vor den Vorhang und sprach einige beruhigende Worte an das übrigens garnicht sehr beunruhigte Publikum. Indessen wurde das Feuer im Nu gelöscht und mir als letztes Ueberbleibsel des Maquartstrausses eine Visitenkarte von einem Feuerwehrmann überreicht. — Woher aber hatte ich die Courage genommen? Fühlte ich mich mit dem Feuer verwandt? War es der letzte Funke des feu sacré im Dienst der Kunst, der an jenem letzten schönen Abend in mir aufloderte, oder war es ein anderes, stärkeres Feuer? — — „Ich heirathe“, waren die letzten Worte von Wildbrandt's „Malern“ — — und ich bin eine gute Livländerin geworden, seien die letzten Worte dieser Erinnerungen. —



Wilhelm Rieckhoff.

Vor langen, langen Jahren erwachte ich eines Morgens mit einem milden Kopfweh in einem mir absolut unbekanntem Zimmer! Mit der linken Hand meine Stirn haltend, sandte ich meine verwunderten Blicke in alle Ecken des ländlich primitiven Gelasses, und versuchte lange vergeblich mir die Frage zu beantworten: „Wo bin ich“? — Da fiel mein Blick von ungefähr auf einen kleinen Zettel, der im Verein mit einem ganz plattgedrückten Portemonnaie, einem Schlüsselbunde, einer Cigarrenspitze und einem Taschenmesser auf dem Nachttischen zu meiner Linken ein liebliches Stillleben bildete. Ich ergriff ihn, faltete ihn auseinander und las: Commissionen für morgen: 1. Zum Bürgermeister wegen u. s. w. — „Ich Schafskopf,“ rief ich aus und schlug ärgerlich mit der geballten Rechten gegen meine Stirn, bereute aber diese unselige That schon im nächsten Moment, denn das milde Kopfweh, welches hinter meiner Schädelswand bis dahin ein ziemlich friedliches Dämmerleben geführt hatte, wurde sich auf einmal seines Daseins bewußt und tobte wie eine aufgeschreckte Schaar von Furien durch alle Zellen meines Verstandskastens! — Gelig vertauschte ich meine halbsteifende Haltung mit einer ganz liegenden und schloß die Augen. Gottlob, der Aufruhr legte sich nach einiger Zeit, die frühere Milde trat wieder ein und gestattete mir, meinen so plötzlich unterbrochenen Gedankengang fortzusetzen! — Ich wußte jetzt, wo ich war! — Ich war in einem Fremdenzimmer des Schützenhauses zu Grewismühlen in Mecklenburg, in meinem lieben Mecklenburg, und warum ich hier war, wußte ich nun auch und damit Du es auch

weiß, lieber Leser, will ich es Dir erzählen, wemgleich ich nicht weiß, ob es Dich sonderlich interessiren wird.

Zum größeren Verständniß der ganzen Situation gestatte mir aber gütigst, etwas weit auszuholen.

Als ich an diesem für mich und Grewismühlen denkwürdigen Tage erwachte, schrieben wir das Jahr 1869. Es war im Anfang des Februarmonats. Noch nicht ganze fünf Monate waren vergangen, seitdem ich den hochherzigen Entschluß, meine neunzehnjährigen Kräfte in den Dienst der deutschen dramatischen Kunst zu stellen, zur That hatte werden lassen und schon hatte ich fünf Engagements gehabt! Ein moderner Apostel, hatte ich meine Kunst in Briezen, in Liegnitz, in Perleberg, in Rendsburg und in Wismar gepredigt und nirgends eine gläubige Gemeinde gefunden, die meinen Thaten und meinen Worten Glauben schenken wollte. Ein glücklicher Leichtsin, dieses kostbare Vorrecht der Jugend, sorgte dafür, daß der Wanderstab meiner Hand nicht schwer wurde. Mit leichtem Herzen kam ich, mit leichtem Herzen ging ich, wemgleich ich mich der Ueberzeugung nicht verschloß, daß ein solcher dramatischer Dauerlauf allenfalls einem gastirenden Virtuosen zu Gesichte stand, für einen neunzehnjährigen Novizen der Kunst aber kaum das Richtige sein konnte. —

Zum Glück dauerte dies Wanderleben nicht lange und bald sollte die Zeit kommen, wo ich ebensoviel Jahre in einem Engagement zubrachte, wie ich früher Engagements in einem Jahre gehabt hatte. — Daß sich auch die Wismaraner, meine engeren Landsleute, meinen künstlerischen Darbietungen gegenüber ablehnend verhalten hatten, bewegte mich wohl etwas schmerzlicher als die Mißerfolge vorher, aber auch hier hatte ich bald in dem alten Sprichwort Trost gefunden: daß der Prophet nicht in seinem Vaterlande gelte! Dazu kam, daß ich in Wismar Leidensgefährten fand, Kollegen, die gleich mir den ominösen Kündigungsbrief des Directors erhalten hatten. — Es waren dies ein Ehepaar, ein Romiker Schöne und seine Frau, die Liebhaberinnen und Soubretten spielte, und außerdem noch ein Jüngling, der gleich mir erst neunzehn Jahre auf dem Buckel hatte, und „Naturburschen“ sein Fach nannte. —

Frei wie wir waren, hatten wir gestern Morgen, als am Sonnabend, urplötzlich den Entschluß gefaßt, Wismars Nachbarstadt Grewismühlen einen Kunst-Besuch zu machen. Für solche Unternehmungen war nur ein Sonntag immer der günstigste Tag. Mithin war kein Augenblick zu verlieren. — Schnell wurde das Repertoire entworfen. Dasselbe bestand aus zwei einactigen Lustspielen: „Der Weiberfeind“ und „Er ist nicht eifersüchtig“, verschiedenen Couplets des Herrn Schöne, einigen Liedern der Frau Schöne und zweien plattdeutschen Gedichten von Fritz Reuter, die ich vortragen sollte. Ferner wurde beschlossen, daß ich, der ich Land und Leute kannte, Nachmittags um sechs Uhr mit der Post (Eisenbahn gab es damals noch nicht) nach Grewismühlen fahren, dort uns den Theatersaal sichern und mit der um zwölf Uhr Nachts wieder von Grewismühlen nach Wismar fahrenden Post den Zurückgebliebenen brieflich Nachricht geben sollte, daß alles „all right“ sei. Dieses Schreiben mußte um zehn Uhr Vormittags in ihre Hände gelangen. Darauf sollten sie sich sofort mit allem Gepäck in einen schon früher zu bestellenden Wagen setzen und nach ungefährer Schätzung um zwei Uhr Nachmittags in Grewismühlen eintreffen. Ein Zeitpunkt, der absolut nicht zu früh war, wenn man bedenkt, daß wir Vier noch nie mit einander gespielt hatten, und daher am Nachmittag noch eine colossale Probe abzuhalten war. —

Nachdem dieser Entschluß gefaßt und der ganze Operationsplan gehörig durchgesprochen war, hatten wir unsere respectiven Portemonnaies gezogen und den Gesamttinhalt derselben, ungefähr zwei Thaler, vor uns auf den Tisch geschüttet. Der Betrag wurde mir dann zur Bestreitung der Reisekosten und vorläufigen Ausgaben in Grewismühlen feierlich in die Hände gelegt, mit einer Miene, in der ich deutlich lesen konnte: „Wir vertrauen Dir unser Letztes an, verwalte es gewissenhaft.“ Darauf hatten wir gemeinschaftlich zu Mittag gegessen und ich war dann nach Hause gegangen, meinen Koffer zu packen und die beiden Lustspielrollen für morgen zu lernen, von denen ich bis dato keinen blaffen Schimmer hatte. — Dabei war ich müde geworden, war eingeschlafen und erwachte erst, als die Uhr in der Nachbarschaft halb sechs schlug. Donner-

wetter! Jetzt galt's, wenn ich nicht die Post verjäumen wollte. Eilig schloß ich meinen Handkoffer ab, nahm meinen Havelock um, stülpte meinen Calabrese auf, stürzte schnell noch eine Tasse Kaffee, den mir meine freundliche Wirthin inzwischen ins Zimmer gebracht, hinunter, und dann mit meinem Handkoffer die Treppe hinab und auf die Straße! Hier komme ich an einem Colonialladen vorbei, in dem ein Schulkamerad aus Rostock als Lehrling segensreich wirkte, ich erinnere mich, daß ich keine Cigarren für die Reise habe und stürze schnell hinein. Zum Unglück ist mein Freund nicht da, sonst würden die Cigarren nämlich nichts gekostet haben. Ein Commis, der solche Regungen nicht kennt, bedient mich statt seiner und wechselt kalten Blutes das eine meiner zwei Thalerstücke. Jetzt im Trabe weiter! — Von Ferne sehe ich schon den bespannten Wagen vor dem Postgebäude halten. Ich stürze vor den Postschalter: „Ein Billet nach Grewismühlen.“ — „Bierzig Schillinge.“ — Eilig greife ich ins Portemonnaie. — Entsetzen! — In der Aufregung und Verwirrung habe ich das Kleingeld beim Cigarrenkauf auf dem Ladentisch liegen lassen. Ein Zurück ist unmöglich. Wehmüthig überreiche ich dem Postbeamten meinen zweiten Thaler und erhalte ganze acht Schillinge (fünfzig Pfennige) zurück! Inzwischen hat ein Briefträger meinen Handkoffer expedirt und benachrichtigt mich, der ich gerade an einer auf dem Flur hängenden Dellampe meine Cigarre für die Reise in Brand setzte, daß es die höchste Zeit sei, einzusteigen. Der Postillon bläst schon sein:

„Ach Du mein lieber Gott,

Muß ich schon wieder fort

Auf die Chauffée. Auf die Chauffée“!

Die Pferde ziehen an. Da schwinde ich mich mit Hilfe des Trittbretts in die gelbe Postkutsche, in der bereits mehrere corpulente Herren Platz genommen. Hinter mir fliegt die Thür donnernd ins Schloß und klemmt meinen Mantel ein. Ich fühle mich plötzlich zurückgehalten, hierdurch erschreckt, und, durch das Schaukeln des Postwagens aus dem Gleichgewicht gebracht, trete ich erst einem der Herrn recht kräftig auf den Fuß, — höre einen Schrei, und falle dann durch die gewaltigen Anstrengungen des

Getretenen, der seinen Fuß um jeden Preis unter dem Meinen hervorziehen will, meines letzten Halts beraubt, einem entfernter sitzenden Herrn mit lautem Pardon um den Hals, bei dieser schönen Gelegenheit meine brennende Cigarre mit seiner Nasenspitze in eine höchst unliebsame Berührung bringend. Ein lauter Fluch, hierauf erneute Entschuldigung meinerseits, dann wird mein Mantel aus seiner Klemme befreit und ich richte mich auf meinem Plaze häuslich ein. Auf der Hälfte des Weges liegt ein Krug, wo die Post „Halt“ macht und die Gäste eine Erfrischung zu nehmen pflegen. — Ich fühle keine Veranlassung, mich diesem schönen Gebrauche zu entziehen und opfere vier von meinen mir noch bleibenden acht Schillingen für ein Glas Grog! — Auch die zweite Hälfte des Weges wird zurückgelegt und um zehn Uhr Abends halte ich meinen Einzug in Grewismühlen. Ein halbwüchsiger Junge bemächtigt sich meines Handkoffers und geleitet mich ins Schützenhaus. Ich finde den Schützenhauswirth in Gesellschaft zweier mecklenburgischer Gutsinspectoren in der Gaststube und werde von den drei Herren auf's Freundlichste an ihrem Tisch aufgenommen. Der Saal ist glücklicherweise für morgen Abend frei, schnell werfe ich ein paar Zeilen für meine Collegen auf's Papier, erstehe für meine letzten zwei Schillinge eine Briefmarke (die vorletzten zwei hatte der Junge für's Koffertragen bekommen) und gebe mich dann, kahl wie eine Kirchenmaus, aber die Brust von frohen Hoffnungen geschwellt, all den Freuden hin, die ein gutes mecklenburgisches Beefsteak mit Bratkartoffeln und saurer Gurke, ein Stück holländischer Käse und einige Flaschen guter Bordeaux einer hungerigen, durstigen Künstlerseele zu bereiten wissen. Die beiden mecklenburgischen Gutsverwalter, die ebenfalls im Schützenhause abgestiegen, sind famose, lebenslustige Kerle, der Wirth dito und alle Drei freuen sich riesig auf die morgige Vorstellung.

Wie lange wir in der Nacht noch gefessen und geplaudert und Rothspohn gezecht, weiß ich nicht mehr, nach meinen Kopfschmerzen zu urtheilen, ziemlich lange und ziemlich viel! Auch von unserer Unterhaltung war mir nichts im Gedächtniß geblieben, bis auf eine Erzählung des Schützenwirthes, die lebhaften Eindruck

auf mich gemacht hatte. Es war das Erlebniß eines Schauspielers, der einmal im hiesigen Schützengarten von einigen jungen Leuten aus dem Publicum durchgeprügelt worden war. Der Unglückliche sollte eines Abends seine Rolle sehr ungenügend gefasst haben. Das Publicum hatte seine Reden erst zweimal vom Souffleur und dann zum dritten Mal von ihm gehört! Hierüber hatte es endlich laute und höhnische Bemerkungen gemacht. Diese waren von dem Schauspieler, der, wenn er auch seine Rolle nicht im Kopf hatte, doch jedenfalls nicht auf den Kopf gefallen war, in sehr anzüglicher Weise erwiedert worden, und hatten dann die Veranlassung zu jenem nächtlichen Ueberfall bei Grewismühlen gegeben.

Blickschnell waren all diese eben erzählten Vorgänge an meinem inneren Auge vorübergehuscht. Jetzt, bei der Erinnerung an den Schauspieler, ergriff mich plötzlich eine seltsame Unruhe. Trotz meiner Kopfschmerzen litt es mich nicht länger im Bett. Hin zur Waschschüssel und dann in die Kleider. Bevor ich hinunterging (mein Zimmer befand sich in der oberen Etage), studirte ich nochmals den Commissionszettel. Also erstens zum Bürgermeister, die Erlaubniß zur Vorstellung auszuwirken, zweitens Zimmermann bestellen, um die Bühne herzurichten, drittens Lohndiener mit Missive und Billets bei den Honoratioren umherschicken und viertens beim Stadtmusikanten ein Quartett für den Abend bestellen. Dank der Aufmerksamkeit des Schützenwirthes warteten in der Gaststube bereits Zimmermann und Lohndiener auf mich. Es war halb zehn Uhr. Nachdem ich eine große Tasse Kaffee mit obligatem Zuckerkringel zu mir genommen, ging's an die Inspection der Bühne. Hier fehlte so gut wie alles. Trotzdem waren dem Zimmermanne seine Instructionen bald gegeben. — Dann ging's unter Führung des Lohndieners zum Bürgermeister. Nach kurzem Antichambrieren sehe ich einen wohlbeleibten Herrn mit starkgeschwollener, blutrother Nase in's Zimmer treten, dessen Gesicht ich schon früher einmal gesehen zu haben glaubte. Ich hatte mich nicht getäuscht, ich war sogar schon in sehr nahe Berührung mit ihm gekommen. Mit Schrecken erkannte ich den Herrn aus dem

Postwagen, dem ich so zärtlich um den Hals gefallen war: „Wo Teufel kommen Sie denn her?“ fragte er ganz erstaunt. — Ich trug ihm mein Anliegen vor. — „So,“ sagte er gedehnt, „Schauspieler sind Sie? Ich habe Sie eigentlich für einen angehenden Rafael gehalten. — Sie sehen sehr malerisch in Ihrem dünnen Havelock und Calabreser aus, und dann noch auch Ihr Glimmstengel, mit dem Sie meine bürgermeisterliche Nase in einen Zustand gebracht haben, daß sie aussieht, als wäre ich über Nacht ein Schnapszäufler geworden, so merkwürdig nach Del!“ — Gott sei Dank, dachte ich mir, er faßt die Sache humoristisch auf; er trägt mir nichts nach! — „Also 'ne Vorstellung wollen Sie hier geben? Na, ich habe nichts dagegen einzuwenden. Hoffentlich nehmen Sie etwas ein! Die Grewigsmühlener haben für die Kunst nicht viel übrig und lassen sich immer erst lange nöthigen. Mich müssen Sie entschuldigen, ich kann mich mit der Nase einige Tage nicht zeigen. Sie würde meiner lieben Stadt zu allerlei Vermuthungen Veranlassung geben, aber dafür werde ich meine Frau und Tochter schicken.“ — Dankerfüllten Herzens machte ich meine Verbeugung und ließ mich nun zum Stadtmusikanten führen. — Auch mit ihm war die Angelegenheit bald bereinigt und das Quartett um drei Uhr Nachmittags zur Probe bestellt. Jetzt ging der Lohndiener auf eigene Faust los, Billets an die Honoratioren abzugeben, während ich mich zurück ins Schützenhaus begab. Hier erwarteten mich die beiden Inspectoren und der Schützenwirth bereits zum Frühstück. — Der Februar ist ein wundervoller Monat in Mecklenburg! — Es ist die Zeit, wo der gutsituirte Bürgerstand, zu dem mein Wirth auch gehörte, eben sein zweites Schwein geschlachtet hat. Die frische Leberwurst von diesem jüngst verschiedenen, nützlichen und wohlgeschmeckenden Bierzüfler, dazu die geräucherte Mettwurst, von seinem ihm einige Monate früher im Tode vorangegangenen Kameraden, sind Sachen, die sehr ernst genommen werden wollen. Glücklicherweise war ich in der Lage, diese Dinge ernst zu nehmen! In der frischen Luft war mein Kopfschmerz vergangen und der Marsch hatte meinen Appetit rege gemacht.

Ich stand in jeder Beziehung meinen Mann, nicht allein was die Wurst anbetraf, sondern auch da, wo es sich um mecklenburgischen Aquavit und Culmbacher Bier handelte. — „Ich habe heute das Mittagessen etwas später bestellt, zu um zwei, damit Ihre Collegen gleich mitessen können. — Jetzt ist es zwölf Uhr, in zwei Stunden werden sie wohl hier sein,“ sagte der Schützenwirth. — Donnerwetter, dachte ich, Du mußt ja hinauf und noch tüchtig an Deinen Rollen lernen. Dann fiel mir auch der unglückliche College wieder ein und ein leichtes Gefühl von Uebelkeit bemächtigte sich meiner. — Ich eile die Treppe hinauf und falle mit wahrer Berserkerwuth über meine Rollen her. Nach harter, zweistündiger Arbeit konnte ich sie befriedigt aus der Hand legen. Nach meiner Meinung war ich Herr des Textes. — Jetzt konnten meine Collegen jeden Augenblick eintreffen, ich begab mich deshalb in die Gaststube, wo der mit schneeweißem Linnen gedeckte, lange Tisch einen ungemein anheimelnden Eindruck auf mich machte. — Nach kurzer Zeit traten der Schützenwirth und bald darauf auch die Inspectoren ins Zimmer. Sie hatten, wie sie mir sagten, eine kleine Bierreise gemacht und waren schon etwas molum. „Es ist schon ein Viertel auf drei,“ sagte mein freundlicher Wirth, „lange können wir nicht mit dem Mittagessen warten. Die Herren Inspectoren sind gewiß hungrig, ich denke, wir fangen an. Ihre Collegen können ja nachexercieren.“ Ich hatte gegen diesen Vorschlag absolut nichts einzuwenden und wir setzten uns zu Tisch. Eine höchst angenehm duftende Weinsuppe wurde aufgetragen und dann gab es, mein Entzücken kannte keine Grenzen, mein Lieblingsgericht, Schweinskopf mit Grünkohl und Bratkartoffeln! — Ich fühlte mich aller irdischen Sorgen entrückt. Ich schwelgte mit Gaumen, Zahn und Kinnbacken in den vor mir stehenden saftigen Herrlichkeiten!

Der Grünkohl schmeckte genau so, wie daheim bei meinem alten Mutting. Wehmüthig gedachte ich des theueren Vaterhauses, von dem mich nur acht deutsche Meilen trennten und trank manch' kräftigen Schluck Rothspohn auf das Wohl der geliebten Meinen in Doberan. — Inzwischen war wieder eine Stunde vergangen

und von meinen Collegen noch immer keine Spur! — Eine leichte Unruhe bemächtigte sich meiner. Der Stadtmusikant erschien mit seinem Quartett auf der Bildfläche. Auch der Lohndiener kam und lieferte den Betrag für die verkauften Billets ab. Es war nicht viel, ich glaube nur drei Thaler. Davon erhielt der Zimmermann, der nunmehr die Bühne zu meiner vollsten Zufriedenheit fertig gestellt hatte, den größeren Theil für Arbeit und Auslagen. — Der Lohndiener meinte zwar, die Hauptsache sei der Kassenverkauf Abends. Trotz dieser tröstlichen Versicherung wurde mir wiederum etwas übel um's Herz, wenn ich an das Honorar für die Musiker, an die Saalmiethe, an die Bezahlung des Lohnkellners, an meine inzwischen contrahierte persönliche Rechnung im Schützenhause und gleichzeitig an das übrig gebliebene, einsame Thalerstück in der rechten Tasche meines Beinkleides dachte. — Eine mir von den Gutsinspectoren vorgeschlagene Partie Billard brachte mich allerdings bald wieder für kurze Zeit auf andere Gedanken, umsomehr, als ich das Glück hatte zu gewinnen. Der vergnügte Zustand meiner neugewonnenen Freunde hatte bei Tisch durch reichlich genossenen Rothspohn eine bedeutende Steigerung erfahren und auch ich wäre recht aufgeräumt gewesen, wenn nicht alle zehn Minuten der Gedanke an meine Collegen, die noch immer nicht erscheinen wollten, mir das Herz beklommen gemacht hätte. Es war fünf Uhr geworden! Die Sache wurde unheimlich. „Hören Sie mal, Herr Rieckhoff, Ihre Collegen lassen Sie doch am Ende im Stich?“ fragte der Schützenwirth. „J, Gott bewahre,“ antwortete ich und versuchte meiner Stimme die nöthige Festigkeit zu geben, was mir aber nicht recht gelingen wollte. „Hoffentlich ist ihnen unterwegs nichts zugestoßen,“ meinte einer der Gutsinspectoren. Die „Chaussée ist nämlich in einem schauderhaften Zustande.“ — „Meine Leute werden ungeduldig. Sie lauern hier schon über zwei Stunden auf die Probe. Das können Sie doch unmöglich für die paar Groschen verlangen. Lassen Sie ihnen wenigstens ein paar Glas Bier geben,“ meinte der auf mich zutretende Stadtmusikant. Seinem Verlangen wurde entsprochen. Eine weitere Stunde verging. Was ich in derselben durchgemacht, kann ich nicht beschreiben. Meine

Aufregung stieg gradatim. Aus Unruhe wurde Besorgniß, aus Besorgniß Angst, aus Angst Qual! Trotz einer Tasse Kaffee mit verschiedenen Cognacs, trotz weiteren Billardspielens verließ mich der Gedanke an meine Collegen keine Secunde und unausgesetzt murmelten meine Lippen ganz mechanisch: „Wo bleiben Sie nur! Wo, um Gotteswillen, bleiben diese Unglücksmenschen?“ — Es war sechs Uhr geworden. Um sieben einhalb Uhr sollte die Vorstellung anfangen. Das Publikum von den kleineren Plätzen, hauptsächlich Knechte und Dienstmädchen, versammelte sich bereits und nahm seine Plätze ein. Der Stadtmusikant erklärte: „Länger warte ich nicht. Die Schauspieler kommen doch nicht!“ — „Diese Redensarten verbitte ich mir,“ rief ich zornig, „meine Collegen kommen auf jeden Fall. Sie dürfen uns nicht in Verlegenheit setzen.“ „Hören Sei mal, Sei Bierfiedler“, sagte einer der Inspectoren, „wenn Sei hier anfangen, minem Fründ Kieckhoff Unannehmlichkeiten tau maken, denn slag ich Sei und all Ehr Musikanten de Jack vull! Dat merken's sikk.“ — Aengstlich retirierte der brave Orchesterchef der guten Stadt Gremismühlen vor dem ihm unter die Nase gehaltenen Queue des Inspectors und bestellte für seine Leute noch eine Lage Bier, selbstverständlich auf meine Kosten. Jetzt gab auch der Schützenwirth alle Hoffnung auf, es war draußen bereits recht finster. „Sie kommen nicht mehr,“ meinte er „dor is etwas dortwüschén kommen. Dei sind gewiß umsmeten un können nich wider, orre sei hebben Ehren Breiw nich kregen un sünd gar nich awreißt.“ —

Bei dieser Möglichkeit stand mir das Herz still, mir wurde todtenübel und ich glaubte, ich würde in Ohnmacht fallen. Da plötzlich höre ich, zuerst ganz fern, aber von Secunde zu Secunde sich nähernd, ein Gejohle! Das Geräusch kommt näher, ich unterscheide bereits hier und da ein Hurrah von jugendlichen Stimmen. Immer näher kommt der Lärm, ich unterscheide Pferdegetrappel und Wagengerassel, jetzt ist es schon so nah, daß ich bereits das Peitschknallen deutlich vernehmen kann, ich stürze auf den Flur und öffne die Hausthür! Mir nach drängen sich zuerst die beiden Gutsinspectoren, dann der Schützenwirth, hierauf der Stadtmusikant

mit feinen Künstlern, dann folgt das Publikum und zum Schluß kommen Kellner und Hausknecht. Auf dem Trottoir wird es so voll, daß ich, als der Vorderste, bereits in den Kinnstein gedrängt werde. Jetzt biegt ein einspänniger Wagen um die Ecke, hochbepackt mit Koffern und Gepäckstücken und auf demselben sitzen außer dem Kutscher und einem jungen Manne, der mir fremd ist, Herr Schöne und Frau in derartig phantastischen Reisekostümen, daß die liebe Straßenjugend sie wahrscheinlich für Zigeuner gehalten und sie darum mit solchem Gejohle begleitet hatte. Ich stoße einen Freudenschrei aus und drückte den als Ersten vom Wagen kletternden Herrn Schöne an die Brust. Als Zweite folgt Frau Schöne, von den vereinten Kräften der beiden Inspectoren galant heruntergehoben, und dann folgt der junge, mir unbekannt Mann! Von Herrn Schöne erfahre ich beim Kaffee, den uns der Schützenwirth, um uns den Blicken der neugierigen Menge zu entziehen, in seiner Privatwohnung hatte servieren lassen, daß der fremde junge Mann ein in Wismar viel gerühmter Dilettant sei und er ihn als Ersatzmann für unseren Naturburschen, der plötzlich aus Wismar verduftet sei, mitgebracht habe. — Er werde heute Abend den alten Diener in: „Er ist nicht eifersüchtig“ spielen. Die Rolle im „Weiberfeind“ zu übernehmen, sei er freilich nicht im Stande gewesen, das Stück müsse ausfallen, dafür würde er aber im Tyrolerkostüm zwei Zitherjoli spielen, was seine ganz besondere Specialität sei. — Hierauf berichtete Schöne noch, wie der Naturbursche die Ursache des späten Eintreffens sei. Den ganzen Vormittag habe man damit zugebracht, eine Spur von ihm zu finden, und endlich die Ueberzeugung gewonnen, daß er durchgebrannt sein müsse. — Dafür erzählte ich nun wieder Herrn und Frau Schöne alles, was ich in Grewismühlen ausgerichtet hatte, wobei ich von den beiden „Inspecters“, die am Kaffeetisch Frau Schöne in ihre Mitte und unter ein mörderisches Kreuzfeuer von verliebten Blicken und mehr wie galanten Redensarten genommen hatten, auf's Trefflichste secundiert wurde. Viel Freude machte dieser Rapport meinen beiden Collegen nicht, das merkte ich wohl. —

Mittlerweile war es dreiviertel auf sieben geworden. Wenn überhaupt noch probiert werden sollte, mußte es jetzt sein. — Also, hinauf auf die Bretter, die die Welt bedeuten! Zuvor mußte ich aber das im Theateraal bereits versammelte Publikum bitten, sich auf 'ne halbe Stunde in's Gastzimmer zu bemühen, was es denn auch ganz gutmüthig that.

Die Probe begann und war in einer halben Stunde beendet. Die mecklenburgischen „Inspecters“, die derselben als geborene Kunstrichter beigewohnt, sprachen sich ungemein befriedigt, sowohl über die Einzelleistungen wie auch über das abgerundete Ensemble aus, dabei Vergleiche zwischen unseren Leistungen und denen des benachbarten Hoftheaters in Schwerin machend, die, wenn auch nicht gerade auf mich, so doch auf das Ehepaar Schöne einen sichtlichen Eindruck machten. —

Jetzt war's Zeit, sich für die Vorstellung umzukleiden. Unsere lebenswürdigen Kunstrichter verabschiedeten sich von der Frau Schöne mit galantem Handkuß, von uns Männern mit einem kräftigen Händedruck und gingen in's Gastzimmer. Hier hörten wir sie, da die Gaststube vom Theateraal nur durch eine dünne Wand mit einer riesigen Glasthür von einander getrennt war, mit lauter Stimme dem Publikum unseren Ruhm verkünden. Unterdessen hatten wir Künstler den Vorhang heruntergelassen und uns auf der Bühne ein Umkleidezimmer eingerichtet. An eine Trennung der Geschlechter hatten wir nicht denken können, da sogenannte Garderoben im Schützenhause zu Grewismühlen, wenigstens damals, noch nicht eingeführt waren. Eine spanische Wand mußte für Frau Schöne genügen. „Honny soit, qui mal y pense,“ dachten wir, wie die Ritter vom englischen Hosenbandorden! — Die Toilette war beendet und das erste Klingelzeichen wurde gegeben. Unter Führung der beiden mecklenburgischen „Inspecters“ strömte nun das Publikum aus der Gaststube in den Saal. Von einer Bekanntmachung, daß der „Weiberfeind“ ausfallen müsse, hatten wir abgesehen. Herr Schöne wollte in der Einleitung zu einem seiner Couplets dem geehrten Publikum schon hierüber die nöthige Aufklärung geben. — Ein zweites Klingelzeichen ertönte, der

Vorhang setzte sich in Bewegung und warf auf seinem Wege zur lustigen Höhe zwei Petroleumlampen in's Orchester, die von den Jüngern der heiligen Cäcilie mit Heroismus unschädlich gemacht wurden. Dieser Vorgang hatte nicht verfehlt, im Publikum für unsere weiteren Darbietungen Stimmung zu machen, wie wir uns im Laufe des Abends überzeugen sollten. — Das Lustspiel „Er ist nicht eifersüchtig“ eröffnete den Reigen. Einen Souffleur besaßen wir nicht und hatten darum die Einrichtung getroffen, abwechselnd zu soufflieren, was auch ganz gut ging, da nur in der kurzen Schlußscene alle vier Mitwirkenden auf der Bühne zusammentrafen. Frau Schöne war die Erste, die sich an diesem denkwürdigen Abend dem Publikum zu präsentieren hatte. Sie wurde von den beiden „Inspectors“ mit Applaus empfangen und am Schlusse ihres Monologes mit lauten Bravos belohnt.

Nun kam ich in's Treffen. Wiederum Applaus und nach meinem Abgange zweimaliges Hervorrufen! — Jetzt trat Schöne auf, bisher hatte er souffliert, nun war die Reihe an mir. Auch ihn empfing ein donnernder Applaus. Dies versetzte ihn derartig in Stimmung, daß er anfang zu extemporieren und Witz zu machen, die mit dem Stück absolut nichts zu thun hatten, wodurch er seine Frau auf der Bühne und mich in meiner Eigenschaft als Souffleur hinter der Couliße in die entsetzlichste Verlegenheit brachte. Endlich war er mit seinem Latein zu Ende und hätte nun gern etwas von mir erfahren, aber aus mir war nichts mehr herauszukriegen. — Meine Verlegenheit und Angst hatte einer riesigen Heiterkeit Platz gemacht. Ich amüsierte mich köstlich über die Capriolen und Witz, die Schöne vom Stapel ließ und über das wüthende, verzweifelte Antlitz seiner besseren Hälfte. — Mit beiden Händen mir die Seiten haltend, mit beiden Füßen auf dem Boden trampelnd und aus vollem Halse lachend, war ich unvorsichtig genug, mich zu weit aus der Couliße hervorzuwagen. Das Publikum bekam mich zu sehen und wurde von meiner Lustigkeit angesteckt. Es wurde applaudirt und bravo gerufen und als sich die Frau Schöne gar so weit vergeht, mir im höchsten Zorn das Soufflierbuch aus der Hand zu schlagen, daß es in weitem Bogen in's Publikum

flog, da war's um das Stück geschehen. Ein Gelächter ertönte, wie ich's nie mehr in meinem Leben gehört habe und das Publikum der kleinen Plätze eröffnete eine wilde Hezjagd auf unser Soufflierbuch, welches so plötzlich unters Flugwild gegangen war. Vergeblich suchten die beiden „Inspecters“ und der anwesende Stadtpolizist die Ruhe wieder herzustellen, es blieb uns nichts übrig, als den Vorhang fallen zu lassen. — Die Scene, die sich jetzt hinter dem Vorhange abspielte, spottet jeder Beschreibung. Daß ich von dem verzweifeltsten Ehepaar Schöne damals nicht gehncht wurde, ist mir noch heute unbegreiflich und daß durch all die Vorwürfe, die mir von beiden Seiten in die Ohren geschrieen wurden, nicht mein Trommelfell platzte, wird mir ewig ein Beweis seiner Prima-
Qualität sein. Endlich beruhigten sich die Gemüther hinter dem Vorhang und auch vor demselben wurde es stiller. — Der geflügelte Bote war gefunden worden und durch das Guckloch im Vorhang sah ich, wie ein junger Mann, wahrscheinlich der glückliche Finder, aus demselben eine kleine Vorlesung hielt. Ein Beweis für mich, daß das Stück interessiert und das Publikum der hinteren Plätze auf den Schluß desselben neugierig war. Bei den vereinzeltsten Honoratioren der vorderen Plätze waren unterdessen unsere beiden „Inspecters“ mit Erfolg thätig, den kleinen Vorfall auf der Bühne als ein höchst gewöhnliches Vorkommniß hinzustellen, was man in Berlin und Wien ebensogut erleben könne wie in Grewismühlen, und von dem sie z. B. im Schweriner Hoftheater oft genug Zeuge gewesen wären. Darnach kamen sie auf die Bühne, um uns zu trösten. — „Kinnings, Kinnings,“ meinte einer von ihnen, „so dörw't nich wirer gehn, sünst frigt Ji all tausamen Prügel. Jetzt paßt 'n beten beter up.“ Damit verließen sie uns und nahmen wieder auf ihren Plätzen in der ersten Reihe Platz. — Ein Klingelzeichen und wiederum rauschte der Vorhang in die Höhe. Der Wismarische Tyroler trat auf und erregte mit seinem wirklich hübschen Zithervortrage lauten Jubel im Publikum. — Dann kam Frau Schöne mit einigen Liedern, die sie mit einer Stimme sang, die nichts weniger als schön war, und mit Bewegungen begleitete, die den Kündigungsbrief des Wismarischen Theaterdirectors mehr als

berechtigt erscheinen ließen. Es war ihr denn auch nur vergönnt, den Applaus der beiden Gutsinspectoren einzuheimsen, während sich das übrige Publikum in tiefes Schweigen hüllte. — Nun kam Schöne wieder — vom Publikum, das nicht mit Unrecht in ihm den Nebelthäter erblickte, der unseren Lustspieleinacter gemordet, mit einigen, nicht gerade schmeichelhaften Zurufen empfangen. — Hierdurch consterniert, intonierte der unglückliche Komiker ein Couplet, welches nach Vereinbarung mit dem Kapellmeister das zweite hätte sein sollen, während die Kapelle des Hauses flott die Begleitung zum ersten spielte. Dies war schrecklich anzuhören! — Das Publikum fing wieder an zu johlen und machte dadurch erst — es war kaum zu glauben — Sänger und Kapelle auf den Irrthum aufmerksam. Der Dirigent klopfte ab, beide Theile schwiegen und wollten dann nach kurzer Verständigung noch einmal von vorn anfangen. Dies ließen sich aber die Zuschauer nicht mehr gefallen! „Raus, raus, Schöne raus,“ ertönte es von allen Seiten und mit Verzweiflung im Herzen und Flüchen auf den Lippen trat der Mann unserer Diva ab. Das bessere Publikum hatte nun genug und wollte aufbrechen. — Diesen Schimpf ersparten uns wieder unsere braven „Inspectors.“ Niemand wurde aus dem Saale gelassen. „Irst möt Fritz Reuter heu Wurd komen,“ rief der Eine von ihnen. „Früher kümmt keiner rub! Vörhang upp, Kieckhoff, Kieckhoff!“ — Die Gardine flog in die Höhe, ich tänzelte an die Rampe und verbeugte mich nach allen Seiten. — Ein Wikbold rief mir „Guten Abend“ zu, wurde aber sofort vom Polizisten am Kragen genommen und in die Gaststube geführt. Ich sah dort durch die Glasthür die Beiden am Buffet einen Kümmel trinken. Dann legte ich los. Meine Läuſchen und Kiemels gefielen sehr. Aus zwei Nummern wurden vier und so konnten wir doch noch zum Schluß sagen: „Ende gut, alles gut.“ Der Vorhang fiel, die Lampen im Saal wurden ausgelöscht und das Publikum entfernte sich nach und nach. Umgekleidet standen wir hinter dem Vorhange und warteten, bis auch der Letzte sich verzogen. — Vorsicht ist immer gut! —

Endlich kamen unsere beiden „Inspecters“ und luden die ganze Gesellschaft zum Abendessen ein. Der Eine führte Frau Schöne am Arm durch die Gaststube, in der noch Einige aus dem Publikum beim Bier saßen. Der Andere führte mich. Hinterher folgten Schöne und der Tyroler. So ging's über den Flur in die Privatwohnung. Wir nahmen an einer wohlbesetzten Tafel Platz, an der auch unser freundlicher Schützenwirth thronte. Die beiden „Inspecters“ hatten sich im Laufe des Abends, theils aus Sorge um uns, wie sie sagten, theils aus anderen Gründen, ich glaube aus angeborenem Triebe, fürchterlich angezecht. Der Eine brachte der dramatischen Kunst und ihren würdigen, hier anwesenden Jüngern ein dreifaches, donnerndes Hoch aus, in welches die zu unserer Ueberraschung im Nebenzimmer postierten Stadtmusikanten mit Tusch einfielen. Das Abendessen schmeckte uns Allen vorzüglich, desgleichen der Rothspohn, und als nun gar noch Sekt aufgefahren wurde, stieg die Begeisterung derartig, daß wir Alle, Frau Schöne selbstverständlich eingeschlossen, Brüderschaft tranken mit Allem, was dazu gehört! Diesen Augenblick hatte der Wirth gewählt, um uns den Kassenrapport zu überreichen. Nach Abzug aller Unkosten verblieben pro Person eine Mark.

Um zwölf Uhr fuhr der Wagen vor und nun ging's an's Abschiednehmen! Die Küsse und Umarmungen wollten kein Ende nehmen. Erst kletterte Schöne, dann der junge Mann auf die Kofferpyramide, nun kam ich und endlich Frau Schöne. Es war für eine Dame keine leichte Aufgabe, deshalb nahm sie auch dankbar die ihr von den beiden „Inspecters“ angebotene Hilfe an. — Sie wurde mit einem kräftigen mecklenburgischen „Hoch üp“ in die Höhe gehoben und dann von unsern Händen, die sich ihr helfend entgegenstreckten, vollends auf die Koffer gezogen. In diesem letzten, schweren Augenblick sahen wir plötzlich das Gesicht der Frau Schöne sich schmerzlich verziehen und ein wilder, markdurchdringender Schrei entringt sich ihren Lippen. Im nächsten Moment sitzt sie auf einem der Koffer. Der Wagen setzt sich in Bewegung, drohend erhebt Frau Schöne ihren Regenschirm gegen

die uns Handküsse nachsendenden „Inspecters“ und stößt ein ohnmächtiges: „Wartet nur, Ihr Scheufale“, hervor. Das war alles, was sie sagte. — Alles Fragen war vergebens. Nie hat einer von uns, auch nicht ihr Mann, die Ursache jenes wilden Schreies erfahren. — Auch wer Derjenige war, der am anderen Tage den Einspänner bezahlte, der uns wieder gen Wismar zog, habe ich nie erforschen können. — Ich war's nicht.



Alexander Verlag Leipzig

Andere Beiträge.

Alexander Freytag-Soringhoven.

Eine Premiere.

„Reizend, bravo!“ „Wirklich zu hübsch!“ „Das ist ja ein kleines Kunstwerk!“

Es handelte sich um einen Polterabendscherz, der in tragischster Weise von einigen immer stecken bleibenden jugendlichen Dilettanten zur Aufführung gebracht wurde.

Aber die animirte Gesellschaft war so liebenswürdig, es reizend zu finden, und da es mir immer wieder gesagt wurde, fand ich es natürlich selbst auch so. Es ist gar nicht schwer, seine eigenen Werke reizend zu finden!

„Nein, dieses Talent!“ „Sie müssen in die Oeffentlichkeit, auf die Bühne!“ „Es ist ja jammer schade um Sie!“

So sagten die Freunde — und ich — ich sagte es natürlich auch.

Auf die Bühne! Sehr gut. Aber womit denn? — Womit? — Hatte ich nicht den „Kalenderstreit,“ ein berühmtes Drama in Versen, welches eine interessante Episode aus Rigas Geschichte, zur Zeit der polnischen Herrschaft, behandelte, als die protestantischen Einwohner der Stadt sich der Einföhrung des von der katholischen Kirche octroyirten neuen Kalenders widersetzen. —

Mit diesem herrlichen Versdrama unter dem Arm fuhr ich in einem Einspänner — Dichter müssen immer bescheiden auftreten — zum damaligen Regisseuren und Characterspieler, dem in unserer Stadt sehr bekannten Franz Tressler. —

„Herr Tressler zu Hause?“ fragte ich mit vor Erregung pochendem Herzen. — „Ja, ja, Papa ist zu Hause,“ schrie eine ganze Schaar von Kindern, durch die ich mich erst vorsichtig

hindurchwinden mußte, um nicht Gefahr zu laufen, das eine oder das andere über den Haufen zu rennen. — Herr Treller erschien:

„In Versen?! Aber, verehrter Baron, das ist ja heutzutage ganz unmöglich.“ —

Also nicht in Versen, dachte ich und zog wieder meiner Wege. —

Einige Monate waren vergangen. Ich trat wieder bei Herrn Treller auf. —

„Was haben Sie denn da?“

„Nun, ich denke, Sie ahnen es, den „Kalenderstreit“ natürlich, aber diesmal in Prosa.“

„Ach so? In Prosa?“ —

— „Ja, wäre es Ihnen denn in Versen lieber gewesen?“ —

— „Nein, nein, geben Sie nur her, ich sage Ihnen bald Bescheid.“ —

Bald? Was nennt solch ein Regisseur bald? Nach 8 Tagen war ich wieder da. —

„Unmöglich! Wo sollte ich die Zeit hernehmen. Ich bitte Sie, sehen Sie nur den Probenzettel an.“ —

Ich ließ drei Wochen verstreichen. —

„Entschuldigen Sie, aber wenn Sie wüßten, was ich zu thun habe!“

So gingen einige Monate hin. — Endlich wurde ich gefragt, ob ich nichts „Humoristisches“ hätte? Das war der Todesstoß für den „Kalenderstreit.“ Dieses herrliche Machwerk sollte nicht auf die Nachwelt kommen. —

Etwas Humoristisches? — Natürlich hatte ich etwas Humoristisches: „Die Flitterwochen,“ Schwank in einem Aufzug, — mit einer nicht üblen Grundidee, mit all' den kleinen Verwirrungen, die durch Freunde und Verwandte einem jungen, die Hochzeitsreise verschmähenden und die Flitterwochen zu Hause verbringenden Ehepaar verursacht werden. —

Die Zeit verstrich. Ich war gespannt auf die sich gleichfalls bereits geraume Zeit hinziehende Entscheidung in Sachen der „Flitterwochen“, da begegnete mir der damalige Director des Theaters,

Baron Ledebur, in der Alexanderstraße und erklärte mir kurz und bündig, das Stück sei angenommen.

Ich traute meinen Ohren nicht. Er mußte die Erklärung dreimal wiederholen. — Dann war es mir, als müßte ich vor lauter Seligkeit die „Fuhrleute“ vor dem Hotel Frankfurt a./M. der Reihe nach umarmen. —

Also wirklich: Auf die Bühne! Und es mußte doch etwas Gutes sein, sonst hätte man es ja nicht angenommen. „Eigenartiger Gedanke,“ hatte der Director gesagt. Ich war in einem Taumel von Glück.

Bald darauf erfuhr ich, die Rollen seien bereits vertheilt. Also jetzt hieß es, die „Autorenbesuche“, die Visiten, die der Autor den ersten Darstellern zu machen pflegt, zu erledigen. Ich war noch recht jung und kam mir in meiner nagelneuen Würde als „dramatischer Dichter“ furchtbar wichtig vor.

Zunächst ging ich zu Göbel, der damals auf dem Gipfel seines localen Ruhmes stand, und von älteren und jüngeren Damen vielfach „angeschwärmt“ wurde. In dem Augenblick, wo ich bei ihm war, hatte er gerade wieder ein zierliches Briefchen mit einem Blumenstrauß bekommen. Er war viel zu anständig und discret, um mir den Namen der Blumenspenderin oder den Inhalt des Briefes zu verrathen, aber seine Verzweiflung kam doch so weit zum Durchbruch, daß ich erfuhr, daß die Betreffende eine sogenannte „alte Schachtel“ sei. —

Mein zweiter Besuch galt dem beliebten jugendlichen Liebhaber Cäsar Galster, der die Rolle des jungen Chemanns in den „Flitterwochen“ zu spielen hatte, und von ihm verfügte ich mich zu Fräulein Olga Lorenz, der damals so gefeierten, einheimischen Künstlerin:

Es war zum ersten Mal, daß ich das Boudoir einer Schauspielerin betrat, und ich muß sagen, es war ein eigenartiges Gefühl, welches mein jugendliches Herz durchbebte. Die Bühne hat für Ueingeweihte einen Zauber, wie selten etwas Anderes auf der Welt. Namentlich aber die Damen des Theaters sind es, welche diesen Zauber verbreiten. Ich habe später zahlreiche Künstlerinnen verschiedener Nationen bei den verschiedensten Bühnen

kennen gelernt, aber trotz aller entnüchternden Blicke hinter die Couliſſen will ich gerne geſtehen, daß dieſer Zauber nicht geſchwunden iſt. —

Ich klingelte, Fräulein Lorenz war zu Hauſe. — Ein etwas unordentlich gekleidetes Dienſtmädchen bat mich, in dem kleinen Salon Platz zu nehmen, ihre Herrin würde ſogleich erſcheinen. —

Ich war allein und ſah mich im Zimmer um. Platz nehmen? Die Joſe hatte gut reden. Auf einem Stuhl lag das Coſtüm der „Jungfrau von Orléans,“ auf drei andern lagen verſchiedene moderne Salontoiletten und auf dem Sopha — ich mußte es mir erröthend geſtehen — befanden ſich einige Unterröcke.

Da ertönte die Stimme der Heroine und Salondame aus dem Nebenzimmer: „Ich komme gleich, ich war eben im Begriff aufzuſtehen.“

— „Um 12 Uhr?“ dachte ich, ohne daß ich es zu ſagen wagte.

„Es hat geſtern ſo lange gedauert — bitte, nehmen Sie nur Platz auf dem Sopha, da ſitzen Sie am bequemſten.“

Mit einem verſchämten Blick ſah ich nach dem Divan und wagte kaum an das „Platznehmen“ zu denken. Wie ein Rekrut blieb ich ſtehen, als ob ich am Erdboden angenagelt wäre. — — Da endlich öffnete ſich die Thür und ſie trat in einem eleganten Schlafrock ein, der ſich in gefälligen Formen an ihre berühmt ſchöne Geſtalt anſchloß. Ihre ausdrucksvollen, melancholiſchen Augen durchzuckte ein heiterer Strahl, als ſie mich in meiner angenagelten Stellung bemerkte, dann flogen ſämmtliche Unterröcke mit einem Ruck auf den Fußboden und das entzückende Durcheinander einer unordentlichen Künſtlerwirthſchaft, mit der bezaubernden Künſtlerin ſelbſt im Mittelpunkt, war vor meinen Augen vollendet. — — —

Wieder waren Wochen vergangen. — Endlich war es ſo weit! Die Premiere ſollte ſtattfinden. — Ich befand mich in einer nicht zu beſchreibenden Aufregung, obwohl mir die Mitwirkenden und andere Kunſtverſtändige große Liebenswürdigkeiten geſagt hatten. Aber das beruhigte mich nicht. — Die ganze Nacht vorher hatte ich nicht geſchlafen und den Tag über befand ich mich in einer Art von Taumel. — Es ſchlug ſieben und wie ein zum

Tode Verurtheilter saß ich im Theater. — O, hätte ich doch nie das unselige Stück geschrieben! — —

Der Vorhang ging auf, die erste Scene rauschte vorüber, sie hatte offenbar gar keinen Eindruck gemacht. Ich tröstete mich, es war nur die Dispositionsscene. Und dabei dieser Lärm! Dieses Stühleklappen! Unverantwortlich! Bei solch einem welterschütternden Ereigniß zu spät zu kommen! — Und nun dieses Räuspern, Husten, Schnupfen! Jeder Ton schnitt mir in's Herz. Es war, als ob eine Grippe-Epidemie (damals hieß sie noch nicht „Influenza“, man stellte sich weniger an, hustete aber um so lauter), es war, als ob diese Epidemie an meinem Premieren-Abend das ganze Publikum gepackt hätte! —

Jetzt kam die zweite Scene, da mußten sie lachen, sie mochten wollen oder nicht — — aber siehe da — sie lächelten nicht einmal. —

Ich war in Verzweiflung. Meine letzte Hoffnung rückte heran: Livia Eichberger in Gestalt eines verzogenen Bengels. Sie kam, man sah sie, ich siegte, — wenigstens für den Augenblick. Das erste Lachen! Sie spielte reizend und riß das Publikum mit sich fort. O, wie das wohl that dieses Lachen! — Der Vorhang fiel. — Applaus. Der Vorhang hob sich wieder, er hob sich noch einmal, ein Theaterdiener erschien in meiner Loge und schleppte mich zum Director, dieser zerrte mich auf die Bühne, die Schauspieler zogen mich vor den Souffleurkasten, da stand der Kapellmeister Ruthard (nachher sollte Oper sein) und streckte mir einen von befreundeter Seite gespendeten Lorbeerfranz entgegen. — Ich war mehr noch als „pass“, und der Localerfolg schien gesichert, — so glaubte ich wenigstens und verbrachte den nächstfolgenden Tag in beseligter Stimmung. —

Abends ging ich in eine Gesellschaft. — Erwartungsvoll trat ich ein. Was war das? Man ging mir aus dem Wege? Ja, war ich denn ein Verbrecher? Was war denn eigentlich geschehen? Endlich erhaschte ich ein Paar Herren und Damen, die sprachen mit mir über das Wetter. — Ueber mein Stück, über die Premiere, über das große Ereigniß sprach kein Mensch. —

Endlich brachte ich das Gespräch auf's Theater, — links um Kehrt! Die ganze Schaar war auseinander gestoben. — Es mußte doch wohl ein curioser Erfolg gewesen sein?

Ah! die „Rigasche Zeitung!“ Da wird sie soeben hereingebracht. Ich schleiche mich in einen Winkel und lese die Kritik. O, Pilzer! Aus welchem Himmel bin ich gerissen! — Der den späteren Erzeugnissen meiner bescheidenen Muse immer so wohlgefinnte, würdige Senior unserer Kritiker hatte eine Besprechung geschrieben, die allerdings nicht nach einem Lorbeerfranze aussah.

Unterdessen hatten auch Andere die Kritik gelesen und mit einem Mal war das unheimliche Schweigen gebrochen. Jeder raisonnirte wie ein Wasserfall über die Mängel des Stückes und merkwürdiger Weise waren es zum Theil dieselben Menschen, die früher mein Talent so bewundert hatten. Aber jetzt: „Auf die Bühne! Bester Baron! Vor die Deffentlichkeit! Wie konnten Sie das wagen?“

Ich stellte philosophische Betrachtungen an über die Menschheit im Allgemeinen und über die Kunstmächene im Besonderen. — Uebrigens hatte bei reiflichem Nachdenken die Kritik auch mir zur Erlangung des größten Schazes: Selbsterkenntniß, verholfen. —

Ich bin später glücklicher gewesen; außer verschiedenen Festspielen haben meine kleinen Stücke: „Am Strande“, „Die Cousine“, „Der Kuß im Monde“, „Der Rittmeister“, „Der Hochzeitsabend“, „Seine Mutter“ und ein Drei-Akter „Ilona“ an der hiesigen Bühne das Licht der Lampen erblickt, worauf sie zum Theil in Mitau, Libau u. s. w. („Die Cousine“ auch in Weimar, Bremen, Schwerin, Hamburg, Graz und Erfurt) aufgeführt wurden. —

Sie haben alle freundlichen Beifall gefunden, meist viel über Verdienst, welchen Beifall ich der Liebenswürdigkeit meiner Landsleute verdanke, so daß ich öfters auf den Gedanken gekommen bin, daß der Spruch: Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, sich nicht auf uns „kleines Gelichter“, sondern nur auf Propheten — wenn nicht à la Meyerbeer — so doch jedenfalls großen Kalibers bezieht. —



Friederike von Sadler-Grün.

Warum ich nicht gern von meiner Künstlerlaufbahn erzähle?" rief Frau von Sadler-Grün mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit, „das will ich Ihnen gleich sagen! Sehen Sie: wenn ich von meinen Erfolgen und Triumphen berichten wollte, so könnte ich mich niemals des Gefühles erwehren, daß meine Zuhörer unwillkürlich denken: „Die liebt einmal zu renommiren!“ — Wer aber spräche gern von den Enttäuschungen und schweren Stunden, die selbst von der glänzendsten Künstlerlaufbahn unzertrennlich sind?“

Und sie war keine bloße Redensart, diese Erklärung meiner verehrten Freundin, deren offen eingestandene 60 Jahre die jugendliche Lebendigkeit ihres Geistes eben so wenig beeinträchtigen, wie ihr hohes künstlerisches Können die schlichte Natürlichkeit ihres offenerzigen Wesens — nein, sie war keine Redensart, diese Erklärung. Selbst ich, die ich mich doch der nahen Bekanntschaft und des vertrauten Umganges der Künstlerin rühmen darf, habe ihr nur ganz allmählig und bruchstückweise Einiges über ihre künstlerische Vergangenheit abzulocken vermocht, so gern und rückhaltlos sie mir auch den Einblick in alle Erlebnisse ihres Privatlebens zu gewähren pflegte. Daher mußte ich, als ich dem Herrn Herausgeber des vorliegenden Werkchens versprach, irgend ein Erlebnis aus Frau von Sadler-Grün's Künstlerleben für ihn zu Papier zu bringen, schon im Voraus, daß es keine ganz leichte Aufgabe sein würde, die nothwendigen Einzelheiten von ihr zu erfahren, und ließ mich durch ihre ablehnende Haltung nicht so leicht entmuthigen.

„So erzählen Sie mir wenigstens von jener ersten Baireuther Aufführung des „Ringes der Nibelungen,“ an der Sie doch theilgenommen,“ fing ich von Neuem an.

„Ach, über Baireuth ist schon so unsäglich viel geschrieben worden!“ lehnte die Künstlerin auch diesen Vorschlag ab, dann aber rief sie lebhaft: „Wenn Sie schon durchaus auf Ihrem Willen bestehen, so will ich Ihnen lieber von dem „Wagnerfestival“ in der Royal Albert Hall im Mai 1877 erzählen, einer Kunstreise nach London, die Wagner zu dem Zwecke unternommen, das Baireuther Deficit zu decken. Das ist noch nicht so allgemein bekannt und dürfte doch auch allgemein interessiren.“

„Vortrefflich,“ rief ich hoch erfreut und griff zur Bleifeder, um mir die nöthigen Notizen zu machen. Allein Frau von Sadler erklärte mir, zuvor Wagner's Briefe an sie hervorsuchen zu wollen, in die Einsicht zu nehmen, mich doch sicher interessiren würde, und so verschoben wir ihren Bericht auf unser nächstes Beisammensein; dann aber machte die Künstlerin Ernst mit der Erfüllung ihres Versprechens.

„Es war also im März 1877, als ich in Coburg diesen Brief von Wagner erhielt, in dem er mich aufforderte, in seinen Londoner Concerten mitzuwirken,“ begann sie ihren Bericht.

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie gleich unterbrechen muß,“ fiel ich ein, „Sie haben mir ja noch gar nicht erzählt, wie Sie überhaupt mit Wagner in Berührung kamen.“

„Das ist freilich wahr! Wohl — also der Zufall fügte es, daß, als ich im Jahre 1874 in Würzburg gastirte, ein Neffe Richard Wagner's, der Capellmeister Ritter, mich hörte — ich trat als Valentine, Afrikanerin und Fidelio auf — und einen so günstigen Eindruck von meinen Leistungen gewann, daß er mich seinem Onkel für die geplanten Baireuther Aufführungen empfahl. Ich hatte keine Ahnung davon und war daher nicht wenig erstaunt, als Richard Wagner mich im Sommer 1874 nach Baireuth aufforderte, und sich von mir Verschiedenes, darunter das „Gebet der Elisabeth“ vorsingen ließ. Auch damals sprach er mir noch nicht von seiner Absicht, mich zu der Nibelungenaufführung heran-

zuziehen; erst später erhielt ich ein gedrucktes Aufforderungsformular, dem er einige lebenswürdige Worte persönlicher Einladung hinzugefügt.“

Damit reichte Frau von Sadler mir die gedruckte Einladung, an deren Fassung es mir besonders auffiel, daß Wagner vor Allem an die Kunstbegeisterung und Selbstlosigkeit der zur Mitwirkung aufgeforderten Künstler appellirte, da von einer entsprechenden Vergütung ihrer Leistungen keine Rede sein könne und es höchstens möglich sei, ihnen eine Entschädigung für Reise- und Aufenthaltskosten zu bieten. Am Schlusse der gedruckten Einladung befand sich noch eine in sehr schmeichelhaften Ausdrücken verfaßte Aufforderung von Wagner's eigener Hand, in welcher er die Sängerin bat, neben der bedeutenden Rolle der Fricca, auch noch die der jüngsten Norne zu übernehmen, von der er sagte, „ein Blick auf die beifolgende Partie wird Sie überzeugen, daß ich hier nur eine Künstlerin von bedeutendem Vortragsvermögen im Auge haben konnte.“ An diesen ersten Brief schlossen sich noch zwei andere ähnlichen Inhalts und schließlich ein kurzes Zettelchen mit einem „hochgeehrte Freundin, pünktlich, pünktlich am 1. Juli,“ mit drei dicken Ausrufungszeichen.

„Und welchen Eindruck empfangen Sie von der Persönlichkeit des genialen Componisten?“ nahm ich das Gespräch wieder auf, nachdem ich die Briefe durchgelesen.

„Einen sehr bedeutenden in jeder Hinsicht! Jedenfalls gehörte er zu den Menschen, gegen die man unmöglich gleichgiltig bleiben kann; man mußte sich entweder herzlich zu ihm hingezogen oder sich energisch von ihm abgestoßen fühlen. Ich hatte Gelegenheit, ihn von seiner lebenswürdigsten Seite kennen zu lernen und gewann bald eine große, wenn auch nicht überschwängliche Verehrung für ihn, in welchem ich zugleich einen der trefflichsten Regisseure bewundern konnte. Es war ganz erstaunlich, wie dieser Mann mit der kleinen Figur und unbedeutenden Erscheinung, trotz seines völligen Mangels an Stimmbegabung, die Sänger in den Geist seiner Dichtungen einzuführen verstand, seine Meinung oft durch eine einzige Bewegung anschaulicher darlegend, als ein Anderer

in langer Rede vermocht hätte. Und dabei stellte er zwar große, aber nicht unbillige Anforderungen an seine Sänger und war stets befriedigt, wenn sie ihr Bestes gaben. So begriff ich recht gut, wie er auf so Viele einen geradezu fascinirenden Eindruck machte. Mein eigener Mann gehörte auch zu diesen und weihte ihm eine begeisterte Verehrung. So sagte er z. B. einmal, als Wagner mich durch eine besonders warme Anerkennung ausgezeichnet, ich hätte wohl für solche Worte dem „Meister“ die Hand küssen können. „Warum nicht, wenn Du es gerne siehst?“ gab ich ihm zurück, „bei nächster Gelegenheit will ich es thun!“ —

„Und die Gelegenheit ließ wohl nicht lange auf sich warten?“ fragte ich, als die Erzählerin, in ihre beliebte Zurückhaltung zurückfallend, schwieg.

„Ja,“ gab sie lächelnd zu, „es war nach dem zweiten Akt der „Walküre.“ Ich hatte als Fricka den Widderwagen bestiegen und war eben im Begriff, die Widder anzutreiben — zuvor aber wandte ich noch einmal mein Gesicht nach dem zurückbleibenden Wotan und warf ihm einen durchbohrenden Blick zu. Wagner war entzückt über diese Nuance, auf die ich selbst verfallen, und sagte, den Blick würde mir Niemand so bald nachmachen. Da beugte ich mich, der Mahnung meines Mannes eingedenk, über seine Hand — aber er ließ es nicht zu, daß ich sie küßte, sondern drückte mir einen Kuß auf die Wange. Und mein Mann war ganz stolz auf diese Huldigung. Es war überhaupt eine anregende schöne Zeit, dieser Juli und August des Jahres 1875, wo wir mit den Vorproben beschäftigt waren. Im Sommer 1876 folgten dann 3 Monate hindurch die Hauptproben, dann kamen die Aufführungen, nach deren Schluß ich nach Coburg zurückkehrte.“

— „Sie waren damals in Coburg angestellt?“

„Ja, ich war schon seit 1874 herzogliche Kammerfängerin und hatte als solche eine sehr angenehme Stellung. Ich sang 3 Monate in Coburg, 3 Monate in Gotha und konnte über die übrige Zeit des Jahres frei verfügen.“

— „So war Ihnen auch die Möglichkeit gegeben, mit Ihrem Manne längere Zeit zu verleben. Besuchten Sie ihn auch bisweilen

in Petersburg? Er war ja doch damals schon am Conservatorium angestellt?"

— „Das war er, und die Zeit, die ich bei ihm in Petersburg verlebte, gestaltete sich meist sehr angenehm für mich. Einmal sang ich auch in einem Concert der Anette Gssipoff „im großen Theater“ und sehr viel Spaß machte es mir, als eines Tages eine feierliche Deputation der Liedertafel bei mir auftrat — die Herren in Frack und weißer Binde — um mich um meine Mitwirkung zu ersuchen. Leider mußte ich sie ihnen abschlagen, da meine Abreise bereits beschlossen war. Doch, um endlich auf unser eigentliches Thema zu kommen: — es war also in Coburg, wo ich im März 1877 hier diesen Brief Wagner's erhielt.“

Der Brief, den Frau von Sadler mir reichte, war wiederum in den schmeichelhaftesten Ausdrücken verfaßt und enthielt die Aufforderung, in einer Reihe von Concerten mitzuwirken, welche Wagner in London zu geben gedente. Außer ihren Partien der Fricka, der Senta, der Elfa und der Elisabeth, bat der Meister die „hochgeehrte Freundin,“ noch die Brangäne in „Tristan und Isolde“, die Eva in den „Meistersingern“, die Gudrune in der „Götterdämmerung“, den Waldvogel im „Siegfried“ und endlich die eine der Rheintöchter zu übernehmen, da es ihm nicht gelungen, Lilli Lehmann für das Unternehmen zu gewinnen. — „„Sie sehen,““ schrieb er wörtlich, „„ich muthe Ihnen viel zu; guter Wille und Ihr großes Talent wird Ihnen aber helfen.““ —

„Es war aber doch ein tüchtiges Stück Arbeit,“ fuhr Frau v. Sadler fort, „das Einstudiren all dieser neuen Partien, wenn es sich zum Theil auch nur um Fragmente handelte, denn ich war damals auch in Coburg thätig und mußte die späten Abendstunden auf diese Arbeit verwenden. Glücklicherweise war meine Stimme der Anstrengung gewachsen. Auch die geschäftliche Seite war bald geordnet. Wagner sagte mir ein Honorar von 4000 Mark für die Mitwirkung in den 8 Concerten zu, deren geschäftliche Leitung die renommirte Firma Hodge and Essex übernommen hatte. Als musikalischer Leiter fungirte natürlich Wagner selbst, unterstützt

vom Capellmeister Richter, während Wilhelmi als erster Concertmeister mitwirkte. Doch da haben Sie alle Mitwirkenden und das ganze Programm in schönster Ausführlichkeit!"

Damit reichte mir Frau v. Sadler ein elegant ausgestattetes Buch mit dem Titel: „Wagner Festival Royal Albert Hall, May 1877, Selections from the German Tesets of“ der Ring des Nibelungen, Rienzi, Tannhäuser, der fliegende Holländer, Lohengrin, die Meistersinger u. with english versions by Dr. Hueffer, Alfred Forman, esq., J. P. Jackson, esq., and John Oxenford, esq., London, Hodge and Essex, Directors. Das erste Blatt trug eine liebenswürdige handschriftliche Widmung der „Manager.“ Ich sah mir das Werk ein wenig näher an, das die Programme zu den 8 Concerten in größter Ausführlichkeit brachte, nicht nur den deutschen Text mit daneben gefügter englischer Uebersetzung, sondern auch die wichtigsten Leitmotive in gut ausgeführtem Notensstich. Am Anfang des Buches befand sich nicht nur die Liste der Dirigenten wie der Sänger und Sängerinnen, welche erstere Liste ich hier wiedergebe:

Frau Materna,
 Frau von Sadler-Grün,
 Fräulein Babette Waibel,
 Fräulein Elisabeth Gyter,
 Herr Unger,
 Herr Hill,
 Herr Chandon,
 Herr Schlosser.

Es waren auch sämtliche Mitglieder des reich besetzten Orchesters namentlich aufgeführt, das 24 erste und 24 zweite Violinen, 14 Violas, 20 Violoncellos, 22 Bässe u. s. w. aufwies.

„Mit stark klopfendem Herzen machte ich mich auf die Reise,“ nahm Frau v. Sadler den Faden ihres Berichtes wieder auf, „denn es war meine erste Seereise und mir bangte nicht wenig davor. Wagner hatte mir gerathen, mich an Frau Materna zu schließen, aber sie hatte eine andere, mir ungelegenere Route gewählt, und so entschloß ich mich, mir eine Gesellschafterin zu

engagiren und ließ mir von allen Seiten gute Rathschläge gegen die Seekrankheit ertheilen. In Ostende traf ich mit Wagner und seiner Gemahlin zusammen, mit denen ich die gefürchtete Ueberfahrt machen sollte. Doch siehe da: meine Furcht vor der Seekrankheit erwies sich als unbegründet. Vielleicht schützte mich auch das Mittel, das man mir dagegen empfohlen. Ich sollte mich nämlich sogleich niederlegen, neben mir eine Flasche Champagner und ein Fläschchen Nux vomica, aus dem ich einige Tropfen in den Champagner träufeln sollte; dazu mußte ich trockene Schiffszwiebacke essen. Der Erfolg dieses Vorbeugungsmittels ließ nichts zu wünschen übrig, was um so erfreulicher für mich war, als meine Gesellschafterin selbst dermaßen von der Seekrankheit heimgesucht wurde, daß sie mir nicht im Geringsten hätte beistehen können. Am schwersten aber litt Wagner selbst, und trotzdem ich der halbverzweifelten Frau Cosima mein Fläschchen Nux zur Verfügung stellte, vernahm ich doch sein lautes Stöhnen und Nschzen, bis das Schiff endlich in Dover landete. Es war wahrlich kein schöner Anblick, all die blassen Leidensgesichter, und auf dem Bahnhofe trafen wir noch mit den Reisenden zusammen, welche die Ueberfahrt von Calais aus gemacht, und denen es nicht minder übel ergangen war. In London hatte ich mir, auf die Empfehlung der berühmten Marie Wild hin, in einem Pensionshotel Wohnung bestellt. Der Inhaber der Pension sollte mich in eigner Person vom Bahnhof abholen und als Erkennungszeichen ein weißes Tuch in der Hand halten. Er war ein kleines, vertrocknetes Männchen, das einen gar zu komischen Anblick bot, wie es eifrig mit seinem Tuche wedelnd den Perron entlang schritt, und so konnte ich in London mit herzlichem Lachen einziehen. Leider war meines Bleibens nicht lange in der Pension; verschiedene mißliche Umstände zwangen mich zum Umzuge in das South Keusington Hôtel, das für mich, abgesehen von allem Andern, den großen Vorzug besaß, ganz nahe bei der Albert Hall belegen zu sein. Dieser großartige Concertsaal umfaßte 12,000, sage zwölftausend Menschen und Sie können sich wohl denken, daß es ziemlich großer Stimmen bedurfte, um diesen enormen Raum zu füllen.“

— „Und wie verhielt sich das englische Publikum zu diesem künstlerischen Unternehmen“, fragte ich, als mein Gegenüber wieder einmal inne hielt.

„Es war begeistert!“ lautete die Antwort, „von den Compositionen sowohl, wie von deren Wiedergabe. Besonders erinnerlich ist mir der lebhafteste Applaus im zweiten Concerte nach der großen Scene der Senta und des Holländers, die ich mit Herrn Hill sang und wo wir, sammt dem Componisten, wiederholten Hervorrufen Folge leisten mußten. Hier habe ich übrigens eine Sammlung Kritiken aus den bedeutendsten Londoner Blättern, welche mir auf einem Abschiedsdiner von einer Familie Ciriax als zarte Aufmerksamkeit überreicht wurden“, fügte Frau v. Sadler hinzu und wies mir ein hübsch gebundenes Büchlein vor mit den sauber eingeklebten Zeitungsausschnitten, in denen die auf ihre Leistungen bezüglichen Stellen durch Unterstreichen hervorgehoben waren. Ich blätterte ein wenig darin und mein Blick fiel auf folgende Stellen: „Frau v. Sadler-Grün, who took the part of Woglinde has a fresh young voice and sang with much sweetness and grace, and with absolute precision, music, which it must be extremely difficult to sing at all.“ (Frau v. Sadler, welche die Partie der Woglinde ausführte, hat eine frische junge Stimme und sang mit viel Lieblichkeit und Anmuth und mit äußerster Reinheit eine Musik, die überhaupt zu singen überaus schwierig sein muß.) „In the following scene between Elsa and Ortrud Frau Grün sang most charmingly, the dramatic contrast between the two women being most admirably brought out by her and Frau Materna.“ (In der folgenden Scene zwischen Elsa und Ortrud sang Frau Grün überaus entzückend, wobei der dramatische Gegensatz zwischen den beiden Frauen ganz bewundernswerth von ihr und Frau Materna zur Geltung gebracht wurde.) —

„Jedenfalls konnten Sie mit diesen Kritiken zufrieden sein“, meinte ich lächelnd.

„Ja und mit den Beifallsbezeugungen des Publikums nicht minder! Leider blieb, wie so oft, der materielle Erfolg des Unternehmens weit hinter dem künstlerischen zurück. Ein Deficit aus-

zufüllen, waren die Concerte geplant worden, und siehe da, sie fügten nur ein zweites Deficit zum ersten. So kam es, daß zum Schluß Herr Dannreuther bei mir erschien und mich bat, auf den vierten Theil meines ausbedungenen Honorars zu verzichten; die anderen Sängern wären mir schon mit gutem Beispiel vorangegangen. Natürlich wollte ich nicht zurückstehen und erklärte, mich mit 3000 Mark begnügen zu wollen — nachher erfuhr ich indessen, daß nur Herr Hill gleich mir Verzicht geleistet, während die übrigen Mitwirkenden auf die volle Bezahlung bestanden hatten. Später bildete sich ein Gönnerkreis, der die Fehlsomme aufbrachte, aber meine tausend Mark wurden mir niemals vergütet. Doch gleichviel! Es war eine schöne Zeit und eine angenehme Erinnerung. Uebrigens sang ich nachher noch im Crystall-Palast und in der New-Philharmonie unter Ganz. Zu einem mir angetragenen Auftreten in „Her Majesty's Theater“, das damals unter Maplesons Leitung stand, konnte es leider nicht kommen, da ich mich bereits zu einer Gastspieltournée nach Norwegen und Schweden verpflichtet hatte. Allein diesmal fürchtete ich die Seereise nicht mehr und sah mich nach keinem Ersatz für meine Gesellschafterin um, von der ich mich gleich in der ersten Zeit meines Londoner Aufenthalts getrennt hatte. Ohne Unfall und Abenteuer legte ich die viertägige Reise von Hull nach Bergen zurück, wo mich die Operngesellschaft erwartete, welche der bekannte Weimarsche Kammer Sänger Terench für diese Reise aus Mitgliedern der verschiedensten Theater angeworben hatte, während er Chor, Decorationen und Zubehör vom Weimarer Theater mitbrachte. Sechs Wochen ungefähr dauerte diese Tournee, die mir viel Angenehmes brachte, als Schönstes aber doch das Wiedersehen mit meinem Manne, der mich dort von Petersburg aus überraschte.“

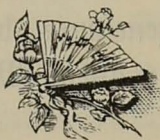
Die Künstlerin schwieg. Ich aber wollte mich noch nicht zufrieden geben.

„Erzählen Sie mir doch noch ein wenig von Wagner,“ bat ich daher, „gab er Ihnen und den anderen Sängern nicht einen Abschieds schmaus nach der Anstrengung der 8 Concerte?“

— „Nein, das that er nicht, vielleicht verstimmt über das

Deficit. Um so gastfreier war er dagegen in Baireuth, und viele schöne Stunden haben ich und die übrigen Mitwirkenden in „Wahnfried“ verlebt. In dem großen Saale, der 60 Personen und darüber faßte, wußte der „Meister“ den liebenswürdigen Wirth zu machen, und lautlose Stille pflegte einzutreten, wenn er das Wort ergriff, und mit seinem gewohnten Feuer irgend eine Frage beleuchtete, was bisweilen ganze Stunden lang währen konnte. Doch war er auch dem Scherz nicht abhold. So meinte er oft neckend — es war gerade damals der russisch-türkische Krieg in Sicht — wenn Konstantinopel erst russisch geworden, dann müsse mein Mann Director des dort zu gründenden Conservatoriums werden. Es thut mir recht leid, daß ich damals kein Tagebuch geführt habe, denn die Einzelheiten sind leider vielfach meinem Gedächtniß entschwunden.“

„Ich bedauere es erst recht!“ entfuhr es mir mit einem Seufzer und ich dachte im Stillen, daß es für mich und für diesen Artikel weit förderlicher gewesen wäre, wenn Frau v. Sadler gleich so vielen ihrer Colleginnen ihrer Phantasie gestattet hätte, die Lücken ihrer Erinnerung zu ergänzen. Und doch kann ich sie um dieser nüchternen Wahrheitsliebe willen nur höher schätzen und muß mich dem Herrn Herausgeber gegenüber auf das bekannte Sprichwort berufen: „Nur ein Schelm giebt mehr als er hat“, bezüglich schreibt mehr, als ihm mitgetheilt worden.



Carl Ehrmann.

Heitere Erlebnisse an der Theatercasse.

Es war einmal — nachdem mich mein heutiger verehrter und lieber Freund, „der alte Lorenz,“ vierzehn Tage lang ganz gehörig gedrillt hatte — an der Zeit, mein Theatercassirentalent als Solist leuchten zu lassen, und zwar wählte ich hierzu als sicheren Hinterhalt für etwaige Unfälle die Abendcasse. —

Punkt 6 Uhr Abends saß ich denn auch auf meinem Platze — das reine personificirte „Glück im Winkel“ — und harrete der Dinge, die da kommen sollten. — Sie kamen! — und mich dünkte, mindestens einer der ersten Cassirer des Continents zu sein, denn alles ging hübsch glatt und sicher von Statten, d. h. bis vielleicht 10 Minuten vor 7 Uhr, dann wurde die Geschichte „sengerig“, es sammelte sich immer mehr Publicum an. Ich fing bereits an zu transperiren, wurde farbenblind und machte schließlich vollständig Fiasco, als ein kleiner Herr mit wüthenden Blicken mir die lebenswürdigen Worte: „Sie, junger Mann! was Sie nicht verstehen, sollten Sie nicht anfassen, langweilen Sie hier nicht das Publicum, es ist ein Scandal, br— br — rr“ zuflüsterte“ (?). —

Das war mein erstes Debüt! — Gegeben wurde damals Jordan's reizendes Lustspiel „Durch's Ohr.“ —

Nach und nach soll ich es denn doch in den 17 Jahren meiner Cassirerthätigkeit herausbekommen haben — wie die Leute sagen! —

* * *

Mit folgenden Zeilen will ich nun meine kleinen Erlebnisse während meines Schaltens und Waltens im Cassenstübchen der

Nachwelt überliefern. Ich muß aber bemerken, daß diese wahren Begebenheiten zumeist vor dem schrecklichen Brande unseres lieben Musentempels passirten. —

Am Schalter erscheint eine Dame — 10 Uhr Morgens — sichtlich in großer Aufregung und erkundigt sich in recht deutlichen Worten — natürlich der frühen Morgenstunde wegen, also noch ohne große Toilette — wie es denn wohl komme, daß ihr Dienstmädchen, das seit 6 Uhr Morgens an der Thür der Casse gewartet habe und als Fünfte an den Schalter gelangt sei, an Stelle der verlangten Nr. 18 die Nr. 19 (gleich gut) erhalten habe? — Wie eine solche Confusion überhaupt nur stattfinden könne und dürfe! — Daß Nr. 18 schon dem ersten Käufer verabsolgt worden und somit nicht mehr disponibel gewesen sei, wollte die Dame nicht begreifen und erklärte mich „Unglückswurm“ für rücksichtslos zc. — und noch in Zeugen Gegenwart! — Schrecklich!

Ein Herr tritt vor. — Auch er bittet — aber recht höflich, denn er hat schon Toilette gemacht — um Nr. 18. — Ebenso höfliches Bedauern meinerseits, daß dieser Platz schon verkauft ist. — Da zuckt es wie ein Wetterstrahl über das plötzlich verfinsterte Gesicht — die Cravatte hat sich bereits auch schon verschoben — noch ein Moment und ein Gewitter bricht los! —

„Wie, schon vergeben?! — Noch lange nicht 11 Uhr und schon ausverkauft? — Das ist doch zu stark! — Wer soll sie denn genommen haben? — Und wann soll man eigentlich an die Casse kommen, wenn schon nach einigen Stunden nichts mehr zu haben ist! — Lächerlich! — Scheußlich! — Noch nicht ein Billet habe ich zu all' diesen Gastspielen erlangen können!“ —

„Vielleicht nehmen Sie eine andere Nummer gleicher Güte, die Auswahl ist noch groß,“ flöte ich zurück. —

„Will nicht! — Empörend!“ und sicheren Schrittes verläßt der Edle seinen Kampfplatz. —

Wirklich beruhigend wirkt auf dieses Sturmesbrausen des erregten Männerbasses II der sanfte Sopran eines Stubenkätzchens, das süß lispelnd anhebt:

„Bitte geben Sie mich doch zwei Bulljete ersten Rang-Ballon, dritte Reihe nach vorne.“ —

Lautes Gelächter des anwesenden Publicums. —

Nach längerem Fragen und Corrigiren erweist es sich, daß zwei Billete für den dritten Rang-Balcon erster Reihe verlangt werden. —

„Für die heutige Vorstellung oder zu morgen?“

„Das weiß ich nich, — geben Sie mich zu wann es ibscher is.“

Tableau!

Eine ältere Dame, Zeugin dieser höchst amüsanten (?) Gespräche, bedauert mich — wie sie selbst äußert — so recht von Herzen, um gleich darauf ein Billet zu verlangen für einen Platz, der, wie sie es bereits wiederholt vernommen, ausverkauft ist. — Sie beginnt zu bitten, so eindringlich, so kläglich und so herzerweichend, wie es nur verwöhnte Kinder vermögen und zuweilen — alte Damen. —

„Aber ein Billet werden Sie doch wohl noch haben, bitte, bitte, nur ein Billet. — Sehen Sie, ich kann ja so früh Niemanden herschicken. Mein Mädchen will gar nicht mehr an die Cassé gehen, seit man ihr vorgestern die Frisur verschoben hat!“ —

„Thut mir wirklich leid, kann aber nicht dienen!“ —

„Aber nur ein Billet für mich — o, es findet sich gewiß noch!“ — u. s. w. u. s. w. —

Ja! ja! Geduld, Geduld verlaß' mich nicht!! —

Da lobe ich mir mein kleines scherzhaftes Zwiegespräch mit zweien „von uns're Lait“ an der Abendcassé — das macht selbst einem Cassirer Spaß! —

Gegeben wurde der „Freischütz“. — Gleich nach 7 Uhr erscheint nun Freund Moses am Schalter und erkundigt sich höchst gemüthlich:

„Wie lang' spielt sich heute?“

„Bis 1/2 10 Uhr“ lautet meine Antwort.

„Wos? — Nur bis 1/2 10! — Wie lang' spielt sich morgen?“

„Bis 12 Uhr“ — es wurde nämlich anderen Tags Faust II. Theil gegeben.

„Nu! denn geh' ich doch morgen!“ — und fort war er! —

Ein anderes Mal hatten wir die Vorstellung „Was Ihr wollt.“ Freund Moses — intelligenter als sein Vormann — richtete an mich die Frage:

„Wos spielt sich haite?“

„Was Ihr wollt!“

(Sanft) „Nu sogt, sogt doch!“ —

„Was Ihr wollt!“ —

(Resignirter) „Nu, wos mocht Ihr? — wos is dos? — sogt doch, was sich spielt!“ —

„Was Ihr wollt!“ — —

(Aergerlich) „Nu! denn Wida!“ plakte es schließlich heraus — zu meinem höchsten Gaudium. — — —

Ich glaube aber, daß ich bereits den mir event. zgedachten Raum in diesem Decamerone überschreite und ich will daher meine kleinen Schilderungen hiermit kurz abbrechen, um noch dem wirklich theaterliebenden Publicum meinen innigsten Dank aussprechen zu können für all' die Nachsicht mit mir in den 17 Jahren meiner Amtsthätigkeit. —

Unserem Musentempel aber rufe ich noch zum Schluß ein kräftiges, von Herzen kommendes „Vivas, crescas, floreas“ zu.

